

<b>Zeitschrift:</b>	Zürcher Taschenbuch
<b>Herausgeber:</b>	Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
<b>Band:</b>	7 (1884)
<b>Artikel:</b>	Aus dem Leben meines Vaters Emanuel Biedermann von Winterhur : geb. 1779, gest. 1836
<b>Autor:</b>	Biederman, Aloys Emanuel
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-985808">https://doi.org/10.5169/seals-985808</a>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Aus dem Leben meines Vaters  
Emanuel Biedermann von Winterthur  
(geb. 1779, gest. 1836).<sup>1)</sup>

Von Alois Emanuel Biedermann, Prof.

1. Aus der Jugendzeit. 1779—1880.

Die Familie Biedermann war in Folge der Bedrängnisse, welche nach dem unglücklichen Ausgang des schmalkaldischen Krieges über die Protestanten im deutschen Reich ergingen, von Konstanz nach der Schweiz ausgewandert; wir finden sie im Jahr 1556 in Winterthur eingebürgert, wo sie sich im Laufe der nächsten Jahrhunderte zu Wohlstand und Ansehen empor schwang. Mein Vater, Emanuel Biedermann, der mittlere von drei Söhnen des Arztes und Amtmanns Jakob Biedermann, zum „Steinadler“, wurde geboren den 17. Mai 1779. Der ältere Bruder, Jakob, war ein äußerst begabter Knabe; ich besitze noch ein Bändchen zierlicher Gedichte von ihm, im Geßner'schen Schäferstil, nebst der humoristischen Beschreibung einer Badenfahrt der ganzen Familie im Jahr 1787. Er starb jedoch schon im Mai 1794 zu Paris auf der Straße an einem Herzschlag. Ihm folgte im gleichen Jahr auch der jüngere Bruder, und von mehreren Schwestern blieb ebenfalls nur eine, die spätgeborene jüngste, am Leben.

Nachdem mein Vater die damals noch höchst mittelmäßigen Bürgerschulen seiner Vaterstadt durchlaufen, kam er im Herbst 1795 für ein

---

<sup>1)</sup> Nach seinen „Erinnerungen und Lebenserfahrungen eines froh- und freisinnigen Schweizers“ (Trogen, bei Meyer u. Zuberbühler. 1828, 2 Bde.), nach handschriftlichen Aufzeichnungen und mündlichen Mittheilungen.

Jahr nach *Vivis*, wo er „blutwenig lernte, hingegen viel Geld kostete.“ Als die Revolution von 1798 die Franzosen in's Land brachte, besorgten die Eltern, der Jüngling, der schon früh große Lust zum Militär zeigte, möchte von denselben zum Kriegsdienst weggenommen werden, und schickten ihn deshalb in das Orell-Steiner'sche Handelshaus nach Bergamo. Sein Aufenthalt hier wurde ihm besonders dadurch angenehm und fruchtbar, daß er außer einigen seiner Schulkameraden auch seinen verehrtesten Lehrer, Joh. Rudolf Sulzer (später bekannt unter dem Namen Jeanot Sulzer) dort wieder fand. Eine für ihn besonders interessante Episode war der Durchmarsch eines Theiles von Suvarow's Heer im Sommer 1799. Eines Tages engagirte ihn ein Kosakenoffizier, unnöthiger Weise mit dem Kantschu drohend — denn freiwillig hätte er es gern gethan —, ihm den Weg in die obere Stadt zu zeigen. Da führte ihn der über solche Behandlung ergrimmte junge Republikaner expreß in ein Gewirr von Gäßchen und entsprang dann, mit allen Schlupfwinkeln wohl bekannt, dem ihm vergeblich nachfliehenden Reiter.

Im Frühjahr 1800 lehrte er mit Sulzer und einem befreundeten jungen St. Galler Kaufmann, Wick, in die Heimat zurück. Doch sollte ihnen noch an der Schwelle derselben ein Abenteuer begegnen, das leicht ein böses Ende hätte nehmen können. Sie waren kurz vor der Schlacht bei Möskirch in Lindau angekommen, wo sie das Vorrücken der einen oder der andern Armee abwarten mußten, ehe sie nach Hause reisen konnten. Sie benutzten die unsfreiwillige Muße zu einem Ausflug nach Lauterach, wo sie eine Weile den Arbeiten der Österreicher an einem Brückenkopf zusahen und dann ihren Rückweg über Bregenz antraten. „Hier hatte sich ein alter Schwäher an Wick gemacht; da mir sein Geplauder zu lange dauerte, sagte ich zu meinem Freund auf Italienisch: ‚Lassen Sie den Laffen stehen; es ist Zeit.‘ Der Alte verließ uns nun plötzlich, und Wick sagte mir, es sei der Kammerdiener des in dem nahen Kloster Meererau sich aufhaltenden ehemaligen Abtes *Pankratius* von St. Gallen gewesen, der mich gar wohl verstanden habe. Scherzend über den Vorfall, kamen wir wieder in Lindau an. Raum hatten wir uns

nach dem Mittagessen in den anstoßenden Gesellschaftssaal begeben, so erschien ein bürgerlich gekleideter Mann, den wir für einen Lohnbedienten hielten, und fragte nach Herrn Wick, den ein Fremder zu sprechen wünsche. Wick ging hinaus; nun kam der Lohnbediente wieder und brachte für den jungen Italiener, der mit Herrn Wick in Bregenz gewesen, die gleiche Einladung. Eben als ich ihm folgten wollte, trat Herr Ruprecht, ein reicher Kaufmann von Lindau, an den wir empfohlen waren, herein, hieß mich noch einen Augenblick verweilen und erzählte dem anwesenden Herrn Jakob Zellweger von Trogen, daß so eben ein österreichischer Husarenoffizier in die Stadt gesprengt sei und mit großer Wichtigkeit den Befehl ertheilt habe, das Thor zu schließen, indem ein paar französische Spione von Bregenz her in der Stadt seien; wie er sich nach der Ursache des dadurch auf der Straße entstandenen Lärms habe erkundigen wollen, sei er vier Grenadiere begegnet, die Wick zum Kommandanten William führten, und er habe vernommen, auch mir stehe ein Gleches bevor. Das geschah denn auch. Der Kommandant empfing mich sehr barsch, und seine Gemahlin sagte in gebrochenem Deutsch zu mir: „Ab Sie nur kein Bang; wenn Sie ist unschuldig, Sie kann wieder lauf; wenn Sie ist schuldig, so muß Sie halt hang!“ Ein schlechter Trost; denn in Kriegszeiten untersucht man oft nicht so genau. Nun sollten wir kreuzweise geschlossen nach Bregenz abgeführt werden. Vergebens anerboten sich die Herren Zellweger und Ruprecht, mit ihrem Vermögen zu bürgen; erst auf ihre persönliche Bürgschaft wurde der Befehl dahin geändert, daß wir ohne Ketten, aber unter starker Bedeckung zu Wasser dorthin gebracht werden sollten. Ueber Land wären wir kaum lebend nach Bregenz gekommen; denn das über die Franzosen äußerst erbitterte Landvolk würde uns gesteinigt und unsere Bedeckung sich wohl schwerlich dem widersezt haben. Wir blieben jedoch im Bewußtsein unserer Unschuld getroft; aber bald sollte uns anders zu Muthe werden. Der Kommandant von Bregenz fuhr uns hart an und legte uns vielerlei Fragen vor, schloß uns aber bei jedem Versuch zu einer Antwort den Mund mit einem: „nicht raisonnirt!“ und endigte das sonderbare Verhör mit dem Befehl: „die

Kerls nach der Hauptwache geführt und wohl verwahrt! Hier wurden wir von den ungarischen Soldaten wie schon überwiesene Verbrecher behandelt. Stühle waren keine da, und auf der Pritsche wimmelte es von Ungeziefer. Ich stellte mich an's Fenster und harzte drei lange Stunden, bis ich endlich Herrn Zellweger vorübergehen sah, der auf mein Rufen, welches mir einige Stippenschüsse zuzog, kam und versprach, sich beim Fürsten Reuß für uns zu verwenden. Darauf hin wurden wir auch wirklich eine halbe Stunde später in's Gasthaus zum Löwen gebracht, wo wir eine Wache in's Zimmer und eine vor die Thür erhielten. Am Abend des zweiten Tages kam Herr Zellweger und verkündigte uns ganz niedergeschlagen, es stehe recht schlimm um unsere Sache; wir seien vom Abt von St. Gallen hart angeklagt und würden wahrscheinlich nach dem unter seiner Herrschaft stehenden Städtchen Neu-Stavensburg gebracht werden. Wick, der früher als ein Anführer der „Harten“ den Abt Panfratius hatte vertreiben helfen, erblachte, und mir schien es auch kein Spaß, einem rachedurstigen Mönch ausgeliefert und zu dessen Zeitvertreib wohl gar gehangen zu werden. Doch wirkte Herr Zellweger wenigstens so viel aus, daß unsere Auslieferung an den Pfaffen unterblieb und unsere Angelegenheit von einer Kriegsbehörde untersucht werden sollte. Des andern Tages aber trat statt des angekündigten Verhörrichters der freundliche österreichische Major Geiger zu uns in's Zimmer, entließ sogleich unsere Wächter und sagte, er wisse, daß wir nur des rachedürstenden Abtes wegen gefangen säßen; er hätte zwar den Befehl, da das Heer im Rückzug begriffen sei, uns vorerst nach Scheidegg und von da nach Ingolstadt bringen zu lassen. Er rathe uns aber, den Bürgermeister von Bregenz um einen Paß nach Lindau zu ersuchen, uns dann ungesäumt auf Nebenwegen dorthin zu begeben und bis zum Einrücken der Franzosen das Zimmer zu hüten. So kamen wir nach drei langen Tagen bei den um uns besorgten Reisegefährten wieder in Lindau an. Zwei Tage nachher rückten die Franzosen daselbst ein, und der Weg in die Heimat war uns geöffnet.“ —

## 2. In den Wirren der Helvetik. 1802—1804.

In Winterthur begann mein Vater sich selbstständig zu etablieren, und fand bald Veranlassung, sich auch am öffentlichen Leben zu betheiligen. Seit Einführung der Helvetik hatte der politische Kampf zwischen den Anhängern der von den Franzosen aufgezwungenen neuen Freiheit, den „Centralisten“ oder „Helvetischen“, und den franzosenfeindlichen „Föderalisten“ auf und ab gewagt. Vier Miniaturstaatsstreiche, je mit partieller Veränderung der Regierung und Verfassung, hatten bald der einen, bald der andern Partei relativ die Oberhand verschafft. Französische Truppen hielten zwar noch immer das Land besetzt; allein der Gewalthaber in Frankreich, der erste Konsul, ließ den Parteikampf ruhig gewähren, wie er denn auch im Frieden von Luneville, 1801, der helvetischen Republik ausdrücklich das Recht der Selbstkonstituirung hatte garantiren lassen. Die Schweizer sollten es selber erproben, daß sie nur durch ihn wieder zu Ordnung und Frieden gelangen könnten.

Nach dem Sturz der Föderalisten am 17. April 1802 wurde eine neue Fusionsverfassung entworfen, die, obgleich sie keine Partei befriedigte, dennoch durch die allgemeine Volksabstimmung angenommen wurde, weil Nichtstimmen als Zustimmung galt, und nun hatten zwar nur 70,000 mit Ja, gegen 90,000 mit Nein, dagegen 100,000 gar nicht gestimmt. Die Urkantone hatten fast einstimmig verworfen. Sobald die französischen Truppen auf Bonaparte's malitiöses Anerbieten hin, das die helvetische Regierung ehrenhalber doch nicht ablehnen durfte, vom 20. Juli an das Land verließen, brach der Aufstand offen aus. Den Landammann von Schwyz, Aloys Reding, an der Spitze, erhoben sich die Urkantone. Sie erließen am 14. August ein Manifest, in welchem sie sich von der helvetischen Regierung lossagten, die alte Freiheit und Selbstständigkeit des Schweizervolkes für sich in Anspruch nahmen und alle Bundesglieder, alte und neue, unter Zusicherung der gleichen Freiheit für alle, zur Theilnahme aufforderten. Bald folgten die Landsgemeinden von

Glarus und Appenzell, und auch in den übrigen alten Kantonen, vorab in Zürich und Bern, bereitete sich der Aufstand gegen die verhasste und verachtete Regierung vor.

Auch mein Vater theilte diese Stimmung mit dem ganzen Feuer seiner Seele. Ein „Brausekopf“ — wie er sich selbst gern bezeichnete —, begeistert für die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes, mit Ingemann erfüllt gegen die französischen Unterdrücker, die schamlosen Aussauger und Sittenverderber des Volkes, und nicht minder gegen ihren mit Freiheitsphrasen prunkenden, selbstsüchtigen und gewaltthätigen Anhang, brannte er vor Ungeduld, das verhasste Joch abschütteln zu helfen. Zurückgekehrt von einer Versammlung schweizerisch gesinnter Zürcher, Berner und Aargauer in Schinznach, fand er in Zürich das eben erschienene Manifest der Urkantone vor, ließ sofort in Winterthur ein paar Hundert Exemplare davon drucken und sorgte für deren Verbreitung in der Stadt und Umgebung. Die helvetischen Kantonsbehörden ordneten unter dem Vorwand, die junge Mannschaft wieder etwas in den Waffen zu üben, zu ihrem Schutz die Aushebung von zwei Eliten-Grenadierkompanien in jedem Militär-Arrondissement an. Als jedoch der Bürger Wührmann, Kommandant des Winterthurer Arrondissements, am 28. August dort diese Aushebung vornehmen wollte, setzte mein Vater mit gleichgesinnten Freunden ihm einen so entschiedenen Widerstand entgegen, daß er nichts ausrichtete. Um aber nicht unbesonnen isolirt vorzugehen, begab sich mein Vater mit einem Freunde nach Zürich und setzte sich dort mit Gleichgesinnten in's Einverständniß. Sie erhielten den Rath, behutsam zu Werke zu gehen, vor der Hand nur die Schweizerischgesinnten auf der Landschaft zu ermuntern, einen Vorrath von Waffen und Schießbedarf zu sammeln und den geeigneten Zeitpunkt abzuwarten; innert zehn Tagen werde der helvetischen Regierung der Gehorsam aufgesagt werden.

Die nächsten Tage gingen unter geheimen Zurüstungen vorüber. Da aber von Zürich her alles still blieb und zugleich ein von dem helvetisch gesinnten Statthalter erlassenes Verbot von Pulververkauf verrieth, daß die Gegner Wind bekommen, ritt mein Vater am 8. September

wieder nach Zürich. An eben diesem Tage waren die helvetischen Truppen unter General A n d e r m a t t vor der Stadt angelangt, um von hier aus gegen die Urkantone vorzugehen. Allein Zürich verschloß ihnen die Thore, sagte sich offen von der helvetischen Regierung los und rüstete sich zum Widerstand. Mein Vater eilte daher noch in derselben Nacht nach Winterthur zurück und veranstaltete am folgenden Tag einen bewaffneten Buzug nach Zürich, der jedoch zum Theil den Helvetischen in die Hände gerieth. Von Zürich, das in der Nacht des 10. von der Brandschenke aus beschossen worden war, kam ein erneuertes Begehrum Hülfe. Allein eben als die Eidgenössischen die helvetische Munizipalität von Winterthur zwingen wollten dem Begehrum zu entsprechen, kam, von dieser herbeigerufen, eine starke Schaar helvetischen Landvolks in die Stadt, besetzte die Thore und verlangte die Lieferung von Lebensmitteln und Munition und zugleich die Verhaftung der eifrigsten Eidgenössischen. Mein Vater ging verkleidet mit dem Dragoner, der den Befehl, auf ihn zu vigiliren, an's Thor brachte, und entkam glücklich in's Freie. Mit einigen andern Geflüchteten wartete er den weiteren Verlauf der Dinge im Toggenburg ab und kehrte auf die Nachricht von der zweiten Beschießung von Zürich (vom 12./13. Sept.) und vom Abzug der Helvetischen (am 15.) in die Vaterstadt zurück. Da hier vor der Hand nichts weiter zu thun war, ritt er am 18. nach Zürich und ließ sich unter die freiwilligen Dragoner einschreiben.

Mittlerweile war von Bern aus durch General von Erlach das Aargau insurgirt worden, und rückte ein täglich durch Buzug von allen Seiten verstärkter Heerhaufe gegen Bern vor, wo die von aller Welt verlassene, auch von den Franzosen mit Hohn preisgegebene helvetische Regierung einem kläglichen Ende entgegen ging. Am 19. kapitulirte die Stadt nach kurzer Beschießung; die helvetische Regierung floh, begleitet von dem französischen Gesandten Berninac, nach Lausanne, und Andermatt's Truppen, die schon bis Kirchberg herangekommen waren, beeilten sich, ihr mit einem Umweg um Bern herum nachzufolgen, während der Landsturm aus dem Oberland einrückte, und die alte Regierung wieder

hergestellt wurde. Auch in den übrigen Kantonen wurden provisorische Regierungen eingesetzt.

Reding erließ an alle Stände den Aufruf zur Beschickung einer Versammlung in Schwyz, welche, auf Grundlage der Souverainität der alten und der neuen Kantone und der Beseitigung aller Vorrechte und Unterthanenverhältnisse, sich zur eidgenössischen Tagsatzung konstituiren sollte. Das geschah denn auch am 26. September; Reding wurde zum Landammann, und zugleich General Bachmann zum Befehlshaber des eidgenössischen Heeres ernannt, welches ungesäumt auf geordneterem Wege, als dies inzwischen durch den rohen, militärisch und disziplinierten Schwyzzer General Aufdermaur an die Hand genommen war, der helvetischen Regierung vollends ein Ende machen sollte. Bachmann drängte nach einem glücklichen Treffen bei Murten — Schweizer gegen Schweizer! — die Truppen der helvetischen Regierung am 4. Oktober bis auf Lausanne zurück. Da erschien an eben diesem Tage von Genf her der französische General Rapp mit einem auf diesen Zeitpunkt schon vorgesehenen Schreiben des ersten Konsuls, welches die sofortige Einstellung aller Feindseligkeiten gebot, wo nicht — mit dem Einrücken des an der Grenze stehenden Heeres unter General Ney drohte.

Reding, der Held von Morgarten, war so recht der Mann nach dem Ideal meines Vaters. Freilich, um ganz der rechte Staatsmann in der damaligen Situation der Schweiz zu sein, dazu fehlte ihm sowohl eine über die Verhältnisse des Vaterlandes hinausreichende Bildung, als auch die diplomatische Geschmeidigkeit, sich den jeweiligen Umständen vor- und nachgebend anzugequemen. Er war ein gerader, grundehrlicher Charakter, den selbstlos nur die Liebe zum Vaterlande beselte. An dem, worauf in der Vorzeit die Freiheit und das Glück des Schweizervolkes beruht hatte, daran hielt er als an einem heiligen Erbe der Väter fest; aber ohne die Hintergedanken mancher Berner und Solothurner Patrizier gab er loyal alles Faule und alles Verknöcherte an den alten Zuständen preis. Sein Ziel war eine aus den Stürmen der Revolution geläutert und gefrästigt hervorgehende Eidgenossenschaft, auf Grundlage der Freiheit

und Selbstständigkeit aller ihrer Bundesglieder unter einander und der gemeinsamen Unabhängigkeit nach Außen.

Nach der Konstituierung der Tagsatzung in Schwyz hatte mein Vater Depeschen der Zürcher Regierung an Reding zu überbringen. Als dieser bei der Verabscheidung den Wunsch gegen ihn äußerte, etliche so gut berittene Ordonnanzien für den Dienst der Tagsatzung zu haben, versprach er, sogleich selbst zu ihm zurückzukehren, und zwar in Begleit einiger gleichgesinnter Mitbürger. In der That fand er auch in Winterthur sofort 13 Kameraden bereit, dem Rufe zu folgen. Ihrer sieben ritten als erste Abtheilung am 8. Oktober nach Schwyz ab, obgleich am Abend vorher die drohende Erklärung Bonaparte's eingetroffen war, die alle Schweizer aufforderte die Waffen niederzulegen. Sie erklärten dem über ihr Erscheinen ersfreuten Landammann, daß sie nicht Bonaparte's Befehl, sondern nur dem Rufe der Tagsatzung folgen würden. Der Dienst war streng; Tag und Nacht waren die Ordonnanzien im Sattel auf dem Weg zwischen Schwyz, Arth, Küssnacht und Zug, um die Kommunikation der Tagsatzung namentlich mit Luzern und Zürich zu unterhalten. Für Reding wäre mein Vater durch's Feuer gegangen. Den Einwohnern der Dörfer am Wege waren die Grünen bald wohlbekannte Gäste, denen sie alle nur erdenkliche Dienstleistung erwiesen. „Wir mußten ordentlich Sorge tragen, daß unsere Pferde nicht überfüttert wurden.“ Am 20. kehrte mein Vater mit der ersten Abtheilung nach Hause zurück.

Schon am folgenden Tag erhielt er von dem die Truppen um Winterthur kommandirenden Oberstwachtmeister H o l z h a l b die Aufforderung, einen Streifzug nach B a u m a zur Entwaffnung der dortigen helvetisch gesinnten Bevölkerung mitzumachen. Er leistete mit Freuden Folge und brachte noch eine Anzahl freiwilliger Reiter und Scharfschützen auf. Doch die Zahl drohte zusammen zu schmelzen, da die Zeitung die Nachricht von dem Heranrücken des französischen Heeres brachte. Und in der That ist es zu verwundern, daß die Regierung noch den Mut hatte, das Unternehmen ausführen zu lassen, wo doch das angedrohte französische Heer bereits über die Grenze gerückt und die geflüchtete helvetische

Regierung schon am 18. von Lausanne wieder nach Bern zurückgekehrt war. Gleichwohl wurde in diesen letzten Tagen der Zug nach Bauma zur Entwaffnung der Helvetischen noch ausgeführt. Am 23. Oktober rückte ein Bataillon von zirka 500 Mann nebst 40 Scharfschützen und einigen 20 Reitern gegen Bauma aus. Von Wyla wurden die Reiter zur Gefangenennahme der helvetischen Matadoren und zur Besetzung von Kirche und Kirchhof, um das Sturmläuten zu verhindern, vorausgeschickt. Mein Vater sollte selbstschaft unter Anführung eines gedienten preußischen Husaren, Ryner, den Bürger Wolfensberger im Schwendihof gefangen nehmen. Allein dieser hatte Wind bekommen und war bereits entflohen, als die Reiter das Haus umzingelten. Ryner und mein Vater drangen hinein, fanden aber nur noch dessen Sohn und Knecht. Draußen sammelte sich eine Volksmenge so drohend an, daß zwei der Wache haltenden Kameraden sich kaum zurückhalten ließen, sofort Reithaus zu nehmen. Als die Beiden mit ihren Gefangenen heraus kamen und wieder zu Pferde saßen, ging die Menge zu thätlichen Angriffen mit Steinwürfen über; da brannten die beiden Hosenfüße wirklich durch und nöthigten damit die Uebrigen ebenfalls zu beschleunigtem Rückzug in's Dorf, wo sie bereits Anstalten zur Verbarrikadierung getroffen fanden, das Bataillon aber noch nicht angelangt war. Sie ritten zu demselben zurück und beschleunigten dessen Einmarsch. Den Tag über wurden Streifwachen zur Gefangenennahme der bezeichneten Häupter ausgeschickt, doch nur theilweise mit Erfolg. In der Nacht bivouakirte das Bataillon, statt einquartirt zu werden, auf dem Kirchhof, weil der Plan einer nächtlichen Neberrumpelung in den Häusern verrathen worden war. In Gegenwart eines gefangenen Knechtes des Gemeindspräsidenten wurde die Drohung hingeworfen, das Dorf werde in Brand gesteckt, so wie etwas passire. Man ließ absichtlich den Knecht entwischen, und die Drohung that ihre gewünschte Wirkung. Am folgenden Tag wurden alle Waffen eingesammelt und das Dorf blieb auch diese Nacht ruhig. Am 25. wurden bei Tagesanbruch Waffen und Gefangene unter Bedeckung der Scharfschützen und einiger Dragoner auf der Straße nach Winterthur vorausgeschickt. Nach einer

Stunde wurde jedoch diese Vorhut von einer beträchtlichen Zahl Helvetischer heftig angegriffen und hatte Mühe, sich des Ueberfalls zu erwähren, bis die Hauptmacht nachgerückt kam und ihr Luft schaffte. Ueber Wyla hinaus wurde der Zug nicht weiter beunruhigt. Als er aber gegen Abend auf der Höhe oberhalb Seen anlangte, sah man eine geordnete Truppenmacht heranrücken und setzte sich schon in Bereitschaft, sie zu empfangen. Da zeigte es sich aber bald, daß es eine befreundete Schaar war, die zu Hülfe kommen wollte. Ein beim ersten Angriff auf die Vorhut abgesprengter Dragoner hatte sich durchgeschlagen und durch die Nachricht von der Bedrängniß des Corps, die natürlich von Mund zu Mund sich vergrößerte, die Stadt alarmirt, worauf sich sofort eine ansehnliche freiwillige Hülfschaar organisierte und unter Anführung des Major Hefz von Wülflingen zugleich mit einem heimkehrenden Schaffhauser Bataillon sich auf den Weg machte, um den Bedrängten schnelle Hülfe zu bringen. Jubelnd zog nun die vereinigte Schaar bei Anbruch der Nacht in das wieder beruhigte Winterthur ein.

So lief die Expedition, die übrigens mehr Schrecken und Pulver als Blut gekostet hatte, zu allgemeiner Befriedigung ab. Den andern Tag wurden die eingebrochenen Gefangenen, die man ohnehin mehr als Geißeln zur Sicherung des Rückzuges mitgenommen hatte, wieder freigegeben, weil bereits die Franzosen im Anzuge waren. Am 29. wurde das Bataillon mit Dankbezeugungen von Seite der Regierung entlassen. An eben diesem Tage rückten in Zürich und am folgenden in Winterthur die Franzosen ein, „von denen wir dann sehr geplagt wurden.“

Zunächst mußte die Schweiz sich widerstandslos der mit Waffengewalt aufgenötigten Vermittlung fügen. Die Tagsatzung in Schwyz hatte die Aufforderung Rapp's, sich zu unterwerfen, am 15. mit einer würdigen Proklamation beantwortet, in welcher sie erklärte, zwar der Gewalt zu weichen, aber niemals das Recht der selbstständigen Konstituierung der Schweiz preiszugeben; am 26. löste sie sich vollends auf. Die von den Franzosen wieder zurückgeführte helvetische Regierung suchte ihre schmachvolle Flucht nun durch ein übermüthiges Auftreten vergessen zu

machen und legte der unterlegenen Partei eine drückende Kriegssteuer auf. Auch der französische Befehlshaber, General Ney, obgleich er die Gegner edler zu würdigen wußte, ordnete „im Interesse des Friedens“ eine demütigende allgemeine Waffenablieferung an. Als eine Abordnung von Winterthur bei dem in Zürich mit der Ausführung betrauten General Serras sich auf die gut helvetische Gesinnung der Stadt berief und um Milde bat, bekam sie von diesem, unter Hinweis auf die Winterthurer Ordonnanz der Tagsatzung, die Antwort: « Votre commune renferme beaucoup de têtes exaltées. » Zugleich wurden die einflußreichsten Mitglieder der Tagsatzung, Reding, Hirzel und Zellweger, eine Zeitlang in Alarburg gefangen gehalten.

Doch stellte Bonaparte nicht den Zustand der Helvetik wieder her, sondern gab mit staatsmännischem Scharfsinn, natürlich zunächst im Interesse seiner eigenen Politik, dem zerrissenen Land in der „*Mediationssakte*“ vom 19. Februar 1803 eine den Bedürfnissen der Vermittlung zwischen dem Alten und dem Neuen möglichst entsprechende Verfassung, unter welcher die Schweiz, freilich als ein nur dem äußern Scheine nach unabhängiger Vasallenstaat Frankreichs, während der folgenden Kriegsjahre sich eines ruhigen, relativ glücklichen Zustandes zu erfreuen hatte. Auch mein Vater befreundete sich, und zwar nicht bloß um der im März 1804 erlassenen allgemeinen Amnestie willen, mit der Mediation, wenn er es auch tief empfand, sie aus der Hand des verhafteten Feindes empfangen zu müssen.

Indessen ging die Einführung der neuen Ordnung der Dinge nicht ohne ernsthafte Unruhen ab, namentlich im Kanton Zürich. Dass die Mediation in Manchem wieder mehr den alten Zuständen sich näherte, und die neu eingesetzten Regierungen oft mehr als nöthig die Zügel wieder im Geist der alten Zeit in die Hand nahmen und „mit unnützen Freiheiten auch nützliche“ beschnitten, rief ein allgemeines Misstrauen und die Furcht vor völliger Reaktion hervor. Höchst unnöthiger Weise glaubte die Regierung von Zürich im März 1804 eine feierliche Huldigung in allen Gemeinden des Kantons anordnen und bei diesem Anlaß dem Volke

die Zusage eines „väterlichen Regiments“ geben zu sollen: eine unglückliche Maßregel, die natürlich nur den entgegengesetzten Erfolg hervorrief. Jede Regierung, auch eine vom Volke gewählte, soll allerdings in erster Linie vom Pflichtgefühl väterlicher Fürsorge für das Wohl des Volkes beseelt sein, sonst ist's eine nichtsnußige Regierung, die jedenfalls den ehrenvollen Namen einer Obrigkeit nicht verdient. Aber viel von ihrer väterlichen Autorität reden? — nein! wenn ein Hausvater sich mit seiner väterlichen Autorität in die Brust wirft, erweckt dies auch nicht die beste Meinung vom innern Stand seines Hauses. In vielen Gegenden des Kantons trat bei Anlaß der Huldigungsfeier offene Widersetzlichkeit hervor, und am See brach der Aufstand in hellen Flammen aus. Der Landammann der Schweiz, Schultheiß Niklaus Rudolf v. Wattewyl von Bern, ein ächt vaterländisch gesinnter, weitblickender, eben so besonnener als fester Staatsmann, hatte der Zürcher Regierung die Veranstaltung der Huldigungsfeier widerrathen; jetzt aber bot er ihr ungesäumt eidgenössische Hülfe zu energischer Unterdrückung der „Uebelgesinnten“.

Auch mein Vater war der Ansicht, daß vor Allem dies nöthig sei; denn er theilte den wohl nicht grundlos verbreiteten Argwohn, der ganze Aufstand werde von Frankreich aus angeschürt, um unter dem Vorwand, die Schweiz vermöge die Ordnung in ihrem Innern nicht selbst aufrecht zu erhalten, die völlige Einverleibung vorzubereiten. Er suchte daher sofort wieder, wie vor 1½ Jahren, in Winterthur und Umgebung eine Anzahl Freiwilliger für die Sache der Regierung unter die Waffen zu rufen. Allein diesmal mißlang es ihm gänzlich; zu seiner Verwunderung wollte kein Einziger seinem Beispiele folgen. Die Sache war aber natürlich: auch in Winterthur herrschte allgemeine Mißstimmung gegen die neue Ordnung der Dinge, welche die Stadt wieder in die alte Unterthänigkeit unter Zürich zurückzubringen drohte, so daß die althergebrachte Eifersucht auf die Hauptstadt wieder in erster Linie die Gemüther beherrschte. Für meinen Vater aber haben dergleichen Kleinstädtereien nie mals existirt; ohne Ortsgeist sah er nur immer kurzweg auf's Ganze. So ritt er am 23. Mai allein nach Zürich, um sich unter die leichten

Reiter der Standeslegion einschreiben zu lassen, und kehrte dann, um seine Ausrüstung zu besorgen, nach Winterthur zurück.

Am 27. wurden drei zürcherische Offiziere, Oberstlieutenant Füeßli, Major Michel und Hauptmann Füeßli, die zur Aushebung der jungen Mannschaft in's Amt jenseits des Albis geschickt worden waren, von den Insurgenten in Affoltern gefangen gesetzt. Da unternahm eine Schaar von 28 leichten Reitern, unter der Führung von Lieutenant Bodmer, in der Nacht vom 28./29. einen kühnen Ritt zur Befreiung der Gefangenen, was auch auf's Glänzendste gelang, obgleich das Dorf von mehreren Hundert Aufständischen besetzt war. Als mein Vater am folgenden Morgen nach Zürich kam, verdroß es ihn nicht wenig, um die Theilnahme an dem flotten Reiterstreich seiner Kameraden, dieser einzigen rühmlichen Waffenthat im „Bodenkrieg“, gekommen zu sein.

Am Nachmittag dieses Tages, an welchem der unglückliche Auszug der Regierungstruppen nach Boden stattfand, wurde er zur Theilnahme an einem geheimen Streifzug nach Freienstein beordert, um dort einige Häupter der Empörung gefangen zu nehmen. Nachmittags 3 Uhr ritt die kleine Schaar unter dem Befehl von Junker Meiß v. Teuffen aus Zürich ab, verstärkte sich in Bülach mit einigen Mann Fußvolk und rückte Nachts 11 Uhr in Freienstein ein. Sofort wurden die bezeichneten Häuser umzingelt. Im ersten, in das mein Vater mit einem Gefährten eingedrungen war, hatte sich der Gesuchte willig ergeben. Da riefen ihn ein paar andere Reiter zum Beistand herbei, da man das Haus, zu dessen Durchsuchung sie beordert waren, nicht hatte öffnen wollen. Als er kam, schloß ein Weib nun ohne Weigerung die Thür auf und leuchtete selbst zur Untersuchung mehrerer Gemächer. Bei der letzten Thür jedoch wehrte sie mit sichtlicher Verlegenheit ab. Die Reiter schöpften natürlich Verdacht und drangen ein, fanden aber Niemanden. Schon im Weggehen begriffen, strich mein Vater zufällig über die Decke des Bettes hin; da flog die Decke weg, zwei Männer sprangen aus dem Bett, griffen hinter einen Schrank, der eine nach einem Stock, der andere nach einem Spieß, und drangen auf ihn ein. Er rief ihnen zu, sich ruhig zu ver-

halten und nur ihre Namen anzugeben. Allein sie führten wüthend auf ihn los, und seine beiden Begleiter suchten das Weite. Nun galt es, sich seiner Haut zu wehren. Er drückte sein Pistol ab; im selben Augenblick wurde hinter ihm das Licht ausgelöscht, und, mit dem Säbel um sich hauend, suchte er rückwärts die Hausthüre zu erreichen. Zum Glück war der Hausgang so schmal und niedrig, daß die ihm zugesetzten Hiebe sich meist an der Decke schwächten; aber auch er hieb seinen Säbel ein paar Mal darin fest. Plötzlich fühlte er sich am Halskragen seines Mantels gepackt und nach vorn gezogen; rasch drang er stechend nach, ward so wieder frei, und da nun eine Stille eintrat, gewann er das Freie. Der Lärm und das Schießen im Hause hatte die übrigen Kameraden herbeigerufen; allein statt zur Hülfe einzudringen, blieben sie schlagfertig vor der Thür und hätten, als mein Vater herausstürzte, ihn auf ein Haar niedergemacht. Mittlerweile war auch der erste Gefangene wieder entwischt; die Verhaftung eines dritten war ebenfalls mißlungen, und es begann im Dorf unruhig zu werden. Da fand es die kleine Schaar gerathen, ungesäumt ihren Rückweg nach Zürich anzutreten.

Als bald nachher durch einen zweiten Auszug der Aufstand am See blutig unterdrückt worden war, und die gefangenen Häupter der Emppörung, Willi, Schneebeli und Häberling, von einem Kriegsgericht am 25. April zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurden, machte ihr Schicksal einen erschütternden Eindruck auf meinen Vater. Er dachte, welches Loos wohl bei anderm Ausgang der Insurrektion von 1802 die eifrigsten Theilnehmer an derselben möchte betroffen haben. „Das ist der Bürgerkrieg!“ — schließt er seine handschriftlichen Aufzeichnungen darüber. Daß aber die Gährung, die nicht bloß im Kanton Zürich geherrscht hatte, durch die energischen Maßregeln rasch wieder gedämpft worden war, konnte er nur als ein Glück betrachten, da er sonst einen allgemeinen Bürgerkrieg und dahinter das Aergste, die völlige Einschmelzung in Frankreich, hätte voraussehen müssen.

### 3. *Krisis in Italien. 1805—1810.*

Ende Januar 1805 verlor er durch einen Unglücksfall seinen Vater. Auf der Heimkehr von einem ärztlichen Besuch auf dem Lande war das neu gekaufte junge, wilde Pferd am Rain herwärts Oberwinterthur mit demselben durchgegangen; das Cabriolet wurde an einem Baum zerschmettert, und der am Kopf schwer Verwundete starb, ohne wieder zur Besinnung gekommen zu sein, am andern Morgen im Landhaus seines Bruders, „zur Pflanzschule“, in dessen Nähe das Unglück begegnet war. Einige Wochen später ritt mein Vater, dem zur selben Zeit eine liebste Lebenshoffnung in Trümmer gegangen war, auf dem gleichen Pferde nach dem einsamen Bergdorf Brütten, um seinen Kummer in das Herz seines vertrautesten Freundes, des Pastors Appenzeller, auszuschütten. Da wollte das Thier jenseits Töß wieder durchgehen; aber diesmal kam es übel an. Mein Vater, ein fester, kühner Reiter und ohnehin jetzt in desperater Stimmung, ließ es die Landstraße dahinrasen. Als es aber an der „Steig“ erschöpft nachließ, trieb er es auf's Neue an, bis es endlich, mit Schweiß und Schaum bedeckt und an allen Gliedern zitternd, stille stand. Nun lenkte er um und ritt langsam nach Hause; er bedurfte des Besuches bei seinem Freunde nicht mehr, um den Sturm in seinem Innern zur Ruhe zu bringen. Gleich nachher aber verkaufte er das Unglücks Thier.

Durch den Tod seines Vaters und einer gleichzeitig kinderlos verstorbenen Schwester desselben in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gelangt, ließ er, da ihm ohnehin der Aufenthalt in Winterthur durch die Erlebnisse der letzten Zeit verbittert war, sich bereden, sein Geschäft durch Buziehung einiger Genossen zu erweitern und einen Theil desselben nach Livorno zu verlegen. Diese Handelsverbindung sollte ihm aber Glück und Frieden des Lebens auf lange Jahre hinaus gründlich zerstören und ihn ganz aus der natürlichen Lebensbahn hinauswerfen. Schon im Herbst 1806 rief ihn der Tod seiner geliebten Mutter aus Italien zurück. Auf

der Heimreise hatte er, nach einem Besuche bei Vater Reding in Schwyz, das ihm von 1802 her so wohl bekannte Goldau wenige Tage vor dem Bergsturz (6. September) passirt und manchen der treuherzigen Bewohner wieder begrüßt. Erschüttert von der Schreckenskunde, eilte er gleich nachher wieder an die Stätte der Verwüstung, bei welchem Anlaß er die rührende Szene erlebte, die er unter dem Titel „Das Glas der Liebenden“ im zweiten Theil seiner „Erinnerungen“ erzählt hat. So oft er nach Jahrzehnten jene Gegend mit mir durchwanderte, bewegte ihn stets die Erinnerung auf's tiefste.

Den Rest des Jahres blieb er in der Heimat. In Zürich lernte er die Erzieherin seiner jüngsten Schwester kennen, eine ungewöhnlich gebildete, geistreiche Waise, deren angesehener Vater bei seinem frühzeitigen Tod eine zahlreiche Familie mittellos hinterlassen hatte. Er gewann bald ihr Herz und ihre Hand und brachte nun die nächsten Jahre abwechselnd in Toskana und in idyllischem Landleben auf seinem kleinen Landgute „Bogelsang“ bei Winterthur zu. Allein diese Idylle sollte nicht lange dauern.

Das Handelsgeschäft in Livorno nahm einen verhängnißvollen Gang, wie es unter ähnlichen Verhältnissen sich oft wiederholt, damals aber bei der widernatürlichen Spannung der Weltlage unter der napoleonischen Herrschaft doppelt leicht geschah, wo durch gewagte Speculationen große Vermögen gewonnen, aber noch leichter verloren gehen kounten. Das Geld der Handlung kam zum großen Theil von meinem Vater; aber den Geschäftsbetrieb überließ er zu sehr den Genossen. Er war so gar nicht zum Kaufmann geboren! und hatte viel mehr von der Art eines schlichten, philanthropischen Landedelmannes. Er schwärmte für Natur und Landleben, für einfache und ungeschminkte Sitten. Ihm schwelten die Ideale des Alterthums und der alten vaterländischen Zeit vor, wie er sie — ohne wissenschaftliche Bildung — aus seiner Lieblingslektüre, Homer und Plutarch und den alten Schweizerchroniken, schöpfe: Aristides, Epaminondas, Timoleon waren seine Ideale. Daneben beschäftigte er sich aus Liebhaberei mit Geometrie und Kriegswissenschaften. In

allen Geldsachen bis zur Scrupulosität gewissenhaft und bis zum Excess uneigennützig, für seine Person in allen äußern Dingen einfach und bedürfnislos, traute er in seinem arglos offenen Wesen auch Andern, denen er einmal sein Vertrauen geschenkt hatte, keinen Eigennutz und vollends keine Unredlichkeit zu. Wenn er sich aber einmal in seinem Vertrauen getäuscht sah, konnte er rücksichtslos in Zorn und Verachtung aufbrennen und dann etwa auch den besonnenen Rath wohlmeinender Freunde mit Heftigkeit von sich stoßen, wenn er sah oder zu sehen glaubte, daß sie die in seinen Augen unehrenhafte Handlungsweise Anderer nach einem mildern Maßstab beurtheilten. So überwarf er sich vorübergehend auch mit den treuesten Freunden. Sah er aber ein, daß er sich zu ungerechtem Urtheil hatte hinreihen lassen, so bot er auch offen und loyal die Hand zur Veröhnung. Sein Mangel an eigenem kaufmännischem Sinn und sein sorgloses Vertrauen wurde von Genossen der Handlung missbraucht, indem sie mit dem fremden Gelde sich in allzu gewagte, leichtsinnige Speculationen einließen, welche das Haus in's Schwanken und zuletzt zu Fall brachten.

Eine solche verdrießliche Geschäftsverwicklung war die Veranlassung zu der Reise nach Malta im Winter 1808/9, mit deren Erzählung die „Erinnerungen“ beginnen. In der damaligen Zeit war auch eine kleine Seereise nicht ohne Gefahr. Schiffe unter französischer oder Frankreich befreundeter Flagge riskirten auf allen Meeren von den Engländern, unter englischer Flagge von den Franzosen gefäpert zu werden. Zwar ging die achtjährige Fahrt von Triest nach Malta auf einer englischen Brigantine ohne weiteres Abenteuer von Statten; doch war mein Vater Zeuge, wie bei Capo d’Istria ein ehrwürdiger Greis von Bari, dessen mit Del nach Triest befrachtetes Schiff von den Engländern aufgebracht worden war, selber mit Hand anlegen mußte, um sein geraubtes Eigenthum auf die Brigantine überzuladen. Die fromme Ergebung, mit welcher der Greis, als sie an Bari vorüberfuhrten, von den Seinigen sprach, die ihn jetzt vergeblich erwarteten, rührte ihn tief; aber ebenso lebhaft theilte

er dann auch die Freude des Alten, als er in Malta erfuhr, daß ihm seine Ladung wieder freigegeben worden sei.

Da die Person, die mein Vater in Malta treffen sollte, nach Sicilien verreist war, wollte er die nächste Gelegenheit zur Rückfahrt benutzen und mietete sich auf einem Schiff nach Messina ein. Er hatte schon sechs Nächte, vergeblich der Abfahrt gewartig, auf dem unreinlichen Schiffe zugebracht. Da benützte er denn gern noch die Einladung von Bekannten zu einer Lustparthie und blieb, da ihm der Kapitain die bestimmte Zusicherung gegeben hatte, das Schiff werde in keinem Fall vor dem folgenden Tag abfahren, auch über Nacht auf dem Lande. Als er aber am Morgen an den Hafen kam, war das Schiff weg, und mit ihm sein ganzes Gepäck. Aus seiner Verlegenheit half ihm jedoch bald die Gefälligkeit des englischen Gouverneurs, der ihm auf einer eben nach Messina abgehenden Kriegsbrigg unentgeltliche Überfahrt verschaffte. Als das Schiff nach einer stürmischen Fahrt in den Hafen von Syrakus eingelaufen war, fuhr mein Vater zum Besuch der Stadt mit andern Reisenden in einem Boot an's Land. Allein die Barke kehrte, da die Begleiter an ihrem Bestimmungsort angelangt waren, ohne weiteren Verzug zum Schiffe zurück, und dieses segelte fort. Er merkte zu spät das Mißverständniß und stand nun auf's neue in bitterer Verlegenheit da, mit fünfzehn spanischen Thalern in der Tasche und einem österreichischen, in Triest der Franzosen wegen nicht nach Malta, sondern nach Smyrna ausgestellten Passe. Doch auch hier führte ihn sein Glück zu einem freundlichen Gouverneur, der, über das genaue Signalement in seinem Passe lachend, ihm auf sein ehrliches Gesicht die einfache Erlaubniß ausstellte, „das Königreich Sicilien zu durchreisen“.

Ohne auf die Rede des Wirthes zu achten, der ihm mit seiner wortreichen Schilderung von der Gefährlichkeit des Weges nur ein Pferd aufschwärzen zu wollen schien, trat Vater am andern Morgen früh seine Weiterreise zu Fuß an, da er ohnehin ein passionirter Fußwanderer war. Er erfuhr aber, daß es mit der Dede der Route längs des Meeressufers nicht so ganz ohne war, und auch nicht mit ihrer Gefährlichkeit. Zwar

stieß er auf keine Briganten; wohl aber setzten ihn bald Sumpfe, bald brückenlose Bergbäche und andernwärts wieder Büffelherden und die sie bewachenden Hunde in allerlei Ungelegenheit. Nach einem mühseligen Tagmarsch langte er mit völlig zu Grunde gerichtetem Schuhwerk in Agosta an und sah sich daher genöthigt, da in dem Nest kein Ersatz zu finden war, andern Tages seine Reise doch zu Pferd fortzusetzen. Als er sich Catania näherte, entzückte ihn der großartige Anblick des Aetna. Wie gern hätte er nähere Bekanntschaft mit ihm gemacht; allein daran war jetzt nicht zu denken.

In Catania traf er am Abendtisch mit einer Gesellschaft von Klosterleuten zusammen. Er ließ sich mit ihnen in's Gespräch ein und erzählte, wie er hieher gekommen, wobei ihm nur auffiel, daß die Herrn immer einsilbiger wurden. Früh am andern Tag setzte er, wieder mit dem Nöthigsten ausgerüstet, seine Reise zu Fuß fort. Er gerieth aber gleich vor der Stadt auf einen Abweg, und als er die Straße endlich wieder fand, kam gerade der Zug der Herrn daher, beritten und wohlbewaffnet, eine Sänfte in der Mitte. Er schloß sich ihnen unbefangen an und gab sich im Verlauf des Gespräches als Schweizer zu erkennen. Anfangs waren sie wieder sehr wortkarg geblieben; nun aber bekam er vollauf zu thun, ihre neugierigen Fragen nach seinem Vaterlande, von dem sie die absonderlichsten Vorstellungen verriethen, zu beantworten. Am Mittagessen endlich gestanden sie ihm, völlig aufgethaut und zutraulich geworden, sie hätten ihn gestern für einen sie aussorschenden Briganten gehalten, da sie eben in der Sänfte einen Klosterschatz mit sich führten, den sie nach Palermo abzuliefern hatten. Nun aber, da sie sich überzeugt, daß er ein Schweizer und also ein Galantuomo sei, so suchten sie auf alle Weise ihre anfängliche Unfreundlichkeit wieder gut zu machen. Sie theilten ihren kostlichen Klosterwein mit ihm; ja sie thaten es nicht anders, er mußte abwechselnd mit zu Pferde sitzen. Er war für diese gutmüthige Gesellschaft bis in die Nähe von Messina um so dankbarer, als er unterwegs nichts als Spuren der traurigsten Verwahrlosung des Landes wahr-

nahm, was eine einsame Fußwanderung durch die sonst so entzückende Landschaft ihm zu einem geringen Vergnügen würde gemacht haben.

In Messina traf er zu seiner großen Herzenserleichterung das Schiff, das ihm in Malta durchgegangen war, mit seinem Gepäck glücklich wieder an. Da er aber den Mann, dessen habhaft zu werden der Hauptzweck seiner ganzen Reise gewesen war, auch hier nicht mehr vorfand, so nahm er die nächste Schiffsglegenheit zur Rückreise nach Triest auf einer griechischen Polakra, die aber, um unter sicilianischer Flagge fahren zu dürfen, zum Schein messinesische Schiffssleute mitnehmen mußte. Schon bei der Aussfahrt erwiesen sich jedoch dieselben so untauglich, daß sie das Schiff in der Strömung der Meerenge in die größte Gefahr brachten, hätte nicht der griechische Kapitän, ein roher, aber seetüchtiger Mann, die Leitung noch rechtzeitig in die Hand genommen. Auf dem Schiffe waren außer der sicilianischen Scheinbemannung und der griechischen Genossenschaft, der das Schiff gehörte, noch einige Griechen und Türken, — bis auf zwei junge gebildete Griechen, an die sich mein Vater bald anschloß, ein rohes und unsauberer Volk. Kaum war man auf offener See, so nahm der griechische Schiffsherr eine Untersuchung des Gepäckes aller Passagiere vor. Alles, was bei einer englischen Untersuchung den Besuch französischer Orte verrathen konnte, wurde ohne Umstände in's Meer geworfen. Auch den Papieren meines Vaters, die als deutsch von vornherein verdächtig vorkamen, drohte dasselbe Schicksal, dem sie nur die freundschaftliche Vorsicht eines der beiden griechischen Freunde entzog. Dann wurde das Schiff in Vertheidigungszustand gesetzt, wie es hieß, gegen die Algeriner, von denen eben damals eine Korsarenflottille ausgelaufen sein sollte. Das Schiff zeigte sich so wohl mit allen Waffen versehen, und die Griechen nahmen ein so martialisches Aussehen an, daß meinem Vater der Verdacht aufsteigen wollte, er sei bereits auf ein Piratenschiff gerathen.

Auf der Höhe von Taormina tauchte am Horizont ein verdächtiges Schiff auf. „Die Algeriner, die Algeriner!“ Der Wind verhinderte nach der sicilianischen Küste zurückzufahren, und an der calabresischen wäre

man den Franzosen in die Hände gefallen; darum wurde beschlossen, es zu versuchen, mit dem schnell segelnden Schiff nach den ionischen Inseln zu entkommen. Allein die feindliche Fregatte näherte sich von Stunde zu Stunde, und es war deutlich, daß sie Jagd auf das Schiff mache. Die Sicilianer heulten und beteten; die Griechen machten sich schweigend kämpfbereit, und meinem Vater wurde unheimlich bei dem Gedanken an eine unfreiwillige Reise nach Algier. Die Fregatte kam heran und gab das Signal zum Beidrehen; aber erst auf den dritten Kanonenschuß gehörchte die „Maria“, als die englische Flagge aufgehiszt wurde. Es war in der That eine englische Fregatte, welche eine Handelsflottille nach Triest geleitete. Das Schiff erhielt Befehl, sich derselben anzuschließen. Nun, nachdem die Gefahr vorüber war, hielten die Sicilianer sich für die ausgestandene Angst und Frömmigkeit durch ebenso ausgelassene Lustigkeit und Frivolität schadlos. Die Griechen dagegen blieben sich gleich und sannen nur darauf, bei nächster Gelegenheit sich wieder aus der Gesellschaft der langsam fahrenden Flotte davon zu machen. Sie führten das auch richtig gleich in der folgenden Nacht aus. Allein nun wurde das Schiff, da bald ein heftiger Sturm und dann wieder Windstille eintrat, acht Tage lang in beständiger Furcht vor den Korsaren, vor den Franzosen und nun auch vor den Engländern, im adriatischen Meere umhergetrieben. Und zuletzt, schon nahe bei Triest, stieß es im Nebel dicht bei dem von Franzosen besetzten *Piran* auf's Land. Zum Glück machte bei Tagesanbruch, als eben der Nebel sich hob, die Fluth noch rechtzeitig das Schiff wieder flott, und so entrann es mit knapper Noth der Gefahr, hart vor dem Ziele noch den Franzosen in die Hände zu fallen.

#### 4. Nach Russland. 1811.

Bald nachher sollte Vaters Lebensschifflein in Stürmen zerschellen, denen er die ganze Ladung preisgab, um nur seine Ehre zu retten. Leichtsinn des einen, falsche Speculationen des andern seiner Genossen in

dem Handelsgeschäft, das theils in Winterthur, theils in Livorno betrieben wurde, führten dieses dem Ruin entgegen. Das Hauptvermögen kam von meinem Vater; um seinerseits wenigstens aus diesem die Schulden zu bezahlen, drang er auf Auflösung der Verbindung und auf Herausgabe der Gelder von Livorno. Da diese aber verweigert wurde, legte er die Liquidation in die Hände der Gerichtsbehörden der Vaterstadt. Allein auch hier wurde die Sache so lange hinterhalten, bis das ganze Vermögen vollständig verloren war.

Dieser Ruin zog auch den meinem Vater noch viel schmerzlicheren seines häuslichen Glückes nach sich. Schon in den ersten Jahren hatte es zwischen den beiden lebhaften, energischen, ideal gerichteten, aber in auseinanderliegenden Lebensanschauungen aufgewachsenen Gatten wohl ab und zu Feuer gegeben; aber nun trat durch die unglücklichen Verhältnisse, ohne persönliche Verschuldung, allmälig eine unglückselige Entfremdung zwischen ihnen ein. Sie, die durch ihre Ehe aus einer abhängigen Lage zu Wohlstand und, was ihr noch mehr wog, in eine gesellschaftlich angesehene Stellung gekommen war, ertrug es schwer und legte es ihm zur Last, nach wenigen Jahren wieder daraus zurücktreten zu sollen. Mein Vater dagegen, der den Verlust äußerer Güter leichter ertrug, wenn er nur Ehre und Gewissen unverletzt bewahrte, ließ sich durch den ihn am tiefsten verletzenden Argwohn von ihr entfremden, daß sie ihn, der ihr eine leidenschaftliche Liebe entgegengebracht, also doch nur um des Geldes willen genommen habe. So ward ihm das Leben in der Heimat zum zweiten Male vergällt. Verwandten zur Last zu fallen, war ihm unerträglich. Und so reiste der Entschluß in seiner Seele, in die Fremde zu gehen, um da wenigstens sein Leben in den Dienst einer großen Sache, der Befreiung der Völker vom Joch Napoleon's, zu stellen. Da schon Anfangs 1811 der Bruch mit Russland in Aussicht stand, entschloß er sich in russische Kriegsdienste zu treten.

Ende März 1811, gerade als die Kanonen der Welt die Geburt des Königs von Rom verkündigten, verließ er die Heimat und reiste, mit warmen Empfehlungen von Vater N e d i n g an den Grafen S t a c e l-

berg, den russischen Gesandten am österreichischen Hofe, versehen, nach Wien. Der Gesandte nahm ihn gut auf und machte ihm große Hoffnungen auf baldige Anstellung. Nachdem endlich der Kourrier einen Reisepaß für ihn von Petersburg gebracht, konnte er am 13. Juli, vom Grafen Stackelberg reichlich mit Briefen und Empfehlungen an den russischen Kriegsminister und mit Reisegeld versehen, die Reise nach Petersburg antreten. Diese war, namentlich damals, mit Mühsalen und Strapazen aller Art verbunden, besonders für jemanden, dem Sprache und Sitten noch völlig unbekannt waren. Auch Vater mußte reichliches Lehrgeld bezahlen. Er genoß zwar den Vortheil, in militärischer Kleidung und im Dienst der Regierung zu reisen, was ihm, als zur zwölften Menschenklasse gehörend, durch seinen Postpaß das Recht auf zwei Pferde vor die elende Kibitke zusicherte. Allein er brachte es doch nicht fertig, sich dieses Vortheils in ächt russischer Weise zu bedienen. So viel lernte er bald, „daß man sich in diesem Land als unter Wilden betrachten muß, die unter der Leibeigenschaft zwar die meisten Fehler, aber lange nicht alle guten Eigenschaften der freien Wilden besitzen, und wie diese, lüstern nach allem, was sie sehen, sich nur mit Mühe von der Befriedigung ihrer Gelüste abtreiben lassen.“ Gegen Strapazen aller Art war er abgehärtet; den Mangel an allem Comfort ertrug er in seiner Bedürfniszlosigkeit leicht; aber sein Interesse, Natur und Menschen eines neuen Landes aus erster Hand kennen zu lernen, fand wenig befriedigende Nahrung. Einige Edelsitze und Städte ausgenommen, kam ihm das Land vor, wie er sich Deutschland vor tausend Jahren vorstellte. Und vollends die Menschen, mit denen der Reisende in Berührung kam, schmutzige, zudringliche Juden, grobe oder betrügerische Posthalter, besoffene und diebische Postillone, brutale Offiziere, in deren Gesellschaft er ein paar Male geriet, — das war für ihn eine schlechte Bereicherung seiner Menschenkenntniß. Um so mehr freute ihn wenigstens Eine Ausnahme, ein Kosak, der ihm einen abhanden gekommenen Beutel mit Kupfergeld triumphirend wieder verschaffte. „Seine Augen funkelten von der reinsten Freude, so daß ich mich beinahe scheute, ihm ein Trinkgeld

zu geben, so uneigennützig war seine Freude," — was nun freilich von Vater mehr rein menschlich als russisch empfunden sein möchte.

Am 28. Juli langte er in der prächtigen Kaiserstadt an der Neva an. Gleich andern Tages beeilte er sich, seine Briefe bei dem Kriegsminister *Barclay de Tolly* abzugeben. Dieser empfing ihn über alle Erwartung freundlich, wie einen alten Bekannten, und versprach, ihn seinem Wunsche gemäß bei den Husaren anzustellen. Zwei Tage nachher war wieder Audienz beim Kriegsminister. „Einsam und verlassen stand ich da, in meiner einfachen Kleidung zwischen all' den Herren in reichgestickten, mit Orden behangenen Uniformen, zwei lange Stunden im Vorsaal. Ich fühlte mich recht unter Fremden. Da kam aus dem Kabinett des Kriegsministers ein besternter Herr, nannte mich grüßend mit Namen und fragte mich, ob ich glücklich gereist sei. Es war ein General, in dessen Gesellschaft ich einmal in Wien beim Gesandten gespeist hatte. Unsere Unterhaltung war kaum zu Ende, so drängten sich viele der glänzenden Herren um mich, den armen Fremdling, als hätte ich Stellen zu vergeben, weil — ein Liebling des Kaisers freundlich mit mir gesprochen hatte! Endlich erlöste mich das Kommen des Kriegsministers aus einer Lage, die mir zehnmal peinlicher war als die vorige.“ Er bekam die gewünschte Anstellung bei einem Husarenregiment und die Anweisung, sich zu einer Kourrier-Reise nach Kurland in Bereitschaft zu halten, mit der Größnung weiterer Aussichten, die hoch über seine kühnsten Erwartungen hinausgingen.

Freudetrunkener theilte er, in den Gasthof zurückgekehrt, diese Glücksnachrichten einem Landsmann, dem Oberstlieutenant beim Generalstab *Paravicini*, mit. Ruhig hörte ihn dieser an, stellte einige Fragen über seine Vermögensverhältnisse und zeigte ihm dann ganz nüchtern die Kehrseite der Medaille. Je länger er selbst nun diese betrachtete, desto schwerer ward ihm um's Herz: er, ein Fremder, ohne eigene Mittel, auf bloße Protection gestellt, aber seinem ganzen Charakter nach unfähig, auf russisch gebräuchlichem Wege diese Protection auszunützen, zu all dem ein Mann, dessen republikanisches Herz sich wider alles empörte, was an

Leibeigenschaft erinnerte, und der gewohnt war sein Herz auf der Zunge zu tragen, — nein, für ihn konnte Russland nur zum Gefängniß werden, in das er im Begriffe stand, durch glänzende Trugbilder sich hineinlocken zu lassen. Das russische Sprichwort: „der Himmel ist hoch und der Kaiser weit weg!“ klang ihm stets mit dem Nachsatz in den Ohren: und Sibirien nahe! Er hatte nun allen Sinn für Freude verloren und blieb meist traurig und nachdenkend zu Hause.

Eines Tages kam Paravicini, der mit ihm im gleichen Gathofe wohnte, um ihn aus seinem trüben Brüten heraus zu reißen, indem er ihm die angenehme Bekanntschaft eines gelehrten Waffenbruders zu verschaffen versprach. Mein Vater lehnte ab: er sei nicht in der Stimmung und brauche das nicht; er habe an seinem Scharnhorst und Valentini genug. „Das ist freilich etwas Anderes,“ bemerkte lächelnd Paravicini, nahm ihn aber bei der Hand, führte ihn in das anstoßende Zimmer und — stellte ihn Valentini, dem Verfasser seines Lieblingsbuches „Ueber den kleinen Krieg“, leibhaftig vor. Diese Bekanntschaft trug nicht wenig dazu bei, ihm den Aufenthalt in Petersburg angenehmer zu machen. Aber auch Valentini theilte ihm noch manches mit, was den Entschluß in ihm zur Reise bringen mußte, um jeden Preis wieder loszukommen.

Nach ein paar schlaflos zugebrachten Nächten suchte er mit schwerem Herzen beim Kriegsminister um eine Audienz nach. „Treu und offenherzig, wie es einem Schweizer ziemt, eröffnete ich ihm den Beweggrund meines Dienstgesuches,stattete ihm meinen Dank ab für eine so schnelle Anstellung, entdeckte ihm eben so offenherzig meine ganze Lage, meine früheren und jetzigen Ansichten, meine Bedenklichkeiten und Wünsche, bat, das wankelmüthig Scheinende in meinem Betragen durch die mir früher unbekannt gewesenen Umstände zu entschuldigen und in gütiger Beherrigung alles dessen mir die Entlassung zu gewähren. Ich entdeckte ihm auch die Absicht, in englischen Kriegsdienst zu treten, in welchem ich ja auch der gleichen großen Sache dienen würde. Gütiger, als ich zu hoffen gewagt, hörte er mich an, schwieg einige Augenblicke und gab mir endlich eine Antwort, die mich nicht daran zweifeln ließ, es sei meine Offenheit

ächt menschlich von ihm beherzigt worden. Mit schwerem Herzen hatte ich den sauren Gang gethan, mit erleichtertem kehrte ich nach meiner Wohnung zurück. Am nächsten Audienztag ertheilte mir der würdige Mann die willkommene Freiheit wieder und gab mir zugleich einen Wink, daß weder mein Betragen mißdeutet worden sei, noch ich das mir geschenkte Zutrauen verscherzt habe."

Barclay de Tolly, ein Schotte von Herkunft, kannte aus eigener Erfahrung das Schwere in der Stellung eines Fremden im russischen Heere; wurde sie ihm doch im folgenden Jahr selbst auf der höchsten Stufe, als Oberfeldherr im großen Kriege, nicht erspart.

Nun athmete mein Vater wieder auf und konnte frohen Muthes den Rest seines Petersburger Aufenthaltes genießen. Besonders interessant war ihm die Bekanntschaft des Weltumsegelers Krusenstern, an welchen dessen zürcherischer Reisegefährte, Hofrath Horner, ihn empfohlen hatte. Er durchwanderte in allen Richtungen die prächtige Stadt und bewunderte ihre großartigen Bauten. Mit noch größerem Interesse mischte er sich in das Treiben des russischen Volkslebens in den Straßen. Allein nach allem, was er von Russland gesehen, kam ihm Petersburg vor „wie ein Diamant in Blei gefaßt“. Und trotz all' des Guten, mit dem er überhäuft worden war, sehnte er sich aus dem ihn beengenden Lande hinweg. Die Abreise verzögerte sich wegen der weitläufigen Paßformalitäten. Endlich erhielt er seinen Paß und zugleich vom Kriegsminister Briefe und Depeschen an verschiedene Gesandte in London. Das anerbotene Reisegeld aber glaubte er nicht annehmen zu dürfen, indem er sich durch die anvertrauten Aufträge, die ihm auch in England zur Empfehlung dienen würden, für geehrt und belohnt genug fühlte.

Am 6. September ging er von Riga aus auf einem Bremer Schiff unter Segel, eben als der große Komet am Himmel erschien. Die Stürme, auf welche die Matrosen diesen deuteten, ließen auch nicht lang auf sich warten. Ueberhaupt sollte die ganze Fahrt ungewöhnlich lang und mühselig werden. Er mußte während derselben nicht weniger als fünf Mal das Schiff wechseln. Er hatte nämlich auch Aufträge an

den Admiral der englischen Kriegsschiffe, welche die letzte diebzährige, bei Karlskrona sich sammelnde Handelsflotte auf der Rückkehr nach England zu beschützen hatte. So kam er als Offiziersgast auf ein prächtiges englisches Kriegsschiff, die „*Defence*“, die bei Trafalgar mit gekämpft hatte, und erhielt so Gelegenheit, am Jahrestag von Trafalgar der Sieges- und Trauerfeier auf der „*Victory*“, auf welcher Nelson gefallen war, beizuwöhnen. Da er auf der *Defence* von Seite der Offiziere die liebenswürdigste Aufnahme gefunden, bedauerte er sehr sie sobald wieder verlassen zu müssen, weil das Schiff eine andere Bestimmung erhielt. Einige Monate später aber erfuhr er in England, daß das Schiff bald nachher an der norwegischen Küste mit der ganzen Mannschaft untergegangen sei! Allein auch auf den andern englischen Schiffen, auf die er übergehen mußte, zuletzt auf der Korvette „*Phylades*“, traf er es gleich gut, so daß er in sein Tagebuch bemerkte: „Wenn alle Engländer denen gleichen, mit welchen ich bis dahin in Berührung gekommen bin, so denke ich mit diesem Volke gut auszukommen. Von französischer Höflichkeit fand ich bei diesen Menschen wenig; dagegen Gastfreiheit, Herzlichkeit, Offenheit und eine natürliche, nicht zudringliche, aber dafür desto redlichere Dienstfertigkeit, die einen nicht beengt, sondern gleich heimisch unter ihnen werden läßt.“ Vom 25. October an wurde der *Phylades* von einem rasenden Sturm in der Nordsee her umgeworfen. Am 28. traf er auf ein untergehendes Danziger Handels Schiff, dessen Besetzung nur mit der äußersten Anstrengung der Matrosen gerettet werden konnte. Das Benehmen der Seeleute bei diesem Anlaß war für meinen Vater, der elend seekrank darniederlag, erhebend: „Ja, bei solcher Gelegenheit offenbart es sich, daß Gott den Menschen in's Herz geschrieben: ihr seid alle Brüder!“ Später stieß man noch auf ein verlassenes Schiff, auf dessen Deck sich nur noch ein halbverhungerner Pudel vorfand. Am 3. November endlich legte sich der Sturm, und der übelzugerichtete *Phylades* konnte in den kleinen Hafen von Petershead im nördlichen Schottland einlaufen.

Da die Ausbesserung der Korvette geraume Zeit erforderte, mein Vater aber seiner Briefschaften wegen nicht länger glaubte säumen zu dürfen, verließ er, des Seefahrens ohnehin herzlich satt, das Schiff und eilte so schnell als möglich mit der Post nach London. Alles, was er auf der schnellen Durchfahrt beobachten konnte, Land und Leute, machte ihm durch den größtmöglichen Kontrast mit dem, was er von Russland gesehen, den wohlthuendsten Eindruck. Es wehte ihn heimatlich an und er atmete, wie einem Kerker entronnen, tief auf.

### 5. In englischem Kriegsdienst. 1811—1813.

Am 9. November früh kam er in London an. Der erste Empfang beim portugiesischen und beim sizilianischen Gesandten, die er ungesäumt aufsuchte, war zwar kein ermutigender, da er zum Dank den Vorwurf eines faumseligen Gilboten hören mußte. Doch, da er an diesem Vorwurfe höchst unschuldig war, verschmerzte er ihn leicht, zumal ihn das Glück in seinem Hauptanliegen, eine Anstellung zu finden, vom ersten Tag an über alle Erwartung begünstigte. Wie er so planlos durch die Straßen schlenderte, um sich vorläufig ein wenig in der riesigen Stadt umzusehen, hörte er neben sich die deutschen Worte: „Sieh da, ein französischer Lumpenhund.“ Unwillkürlich wandte er sich um und sah, daß der schöne Gruß von zwei Unteroffizieren der schwarzen Jäger des Herzogs v. Braunschweig-Oldenburg herkam und ihm galt. Rasch trat er auf sie zu: „Sie irren sich, meine Herrn; ich bin weder ein Franzose, noch ein Lumpenhund, sondern ein Schweizer, und bin hier, bereit derselben Sache zu dienen, wie Sie.“ Nun entschuldigten sie sich sehr, sie hätten ihn seiner Kleidung nach für einen französischen Offizier gehalten. Um ihre Unhöflichkeit gut zu machen, gaben sie ihm über den Herzog und seine Heldenshaar alle gewünschte Auskunft und machten ihn gleich mit einem ihrer Offiziere bekannt. Dieser verschaffte ihm am andern Tag nach der Wachtparade eine Audienz bei dem Herzog, der ihn freund-

lich empfing und ihm sofort die nächste vakante Offiziersstelle versprach, wenn er inzwischen als Wachtmeister eintreten wolle. Schon war er beinah entschlossen den Antrag anzunehmen, als er beim Nachhausegehen von dem ihn begleitenden Offizier zufällig erfuhr, daß ein Kamerad mit einem Landsmann von ihm im gleichen Hause wohne. Er suchte, da er keine bekannte Seele in London hatte, diesen sofort auf und fand zu seiner freudigsten Überraschung statt eines Unbekannten einen Schulkameraden und nachherigen Schreiber in seinem väterlichen Hause, der in sehr guten Verhältnissen in London etabliert war. Den andern Tag machte er durch dessen Vermittlung die Bekanntschaft des Generalmajor von Decken von der deutschen Legion. Dieser stellte ihn dem Herzog v. Cambridge, dem Oberbefehlshaber der Legion vor, und von diesem erhielt er schon am 16., acht Tage nach seiner Ankunft in London, eine Anstellung als Offizier beim zweiten Jägerbataillon der Legion.

Die deutsche Legion war ein Korps von 10—12,000 Mann in englischem Sold, das zum größten Theil aus Norddeutschen, besonders Hannoveranern, bestand, welche sich der französischen Gewaltherrschaft entzogen hatten. Ein Theil der Legion stand gegenwärtig unter Wellington in Spanien; der andere sollte sich in England wieder ergänzen, um dann, je nach dem Gang der Weltereignisse, vielleicht auf ein näher liegendes Feld der Thätigkeit geworfen zu werden. Dieser Theil der Legion hatte ein stehendes Lager bei Bexhill an der Südküste von England bezogen, wohin nun auch mein Vater sich begab, sobald seine Ausrüstung besorgt war. Dies Lagerleben in Bexhill dauerte das ganze Jahr 1812 hindurch, ohne große Abwechslung, aber ohne die Langeweile eines Garnisonlebens im Frieden. Die meisten Offiziere waren gebildete Norddeutsche, die nicht als Söldner dienten, sondern in patriotischer Begeisterung, den Boden des Vaterlandes von der Fremdherrschaft zu befreien, so daß mein Vater, von der gleichen Idee erfüllt, sich in keiner Hinsicht als Fremdling unter ihnen fühlte. Die Ergänzung und Einübung der Mannschaft zu einer mustergültig kriegstüchtigen Truppe gab immer Beschäftigung genug. Und für die Unannehmlichkeit der Offiziere war auf alle Weise gesorgt.

Freilich gab gerade dies dann jedesmal gegen Ende des Quartals, vor der Auszahlung des Soldes, auch hinlänglich Anlaß, „die sehr nützliche Kunst zu lernen, sich nach der Decke zu strecken.“ Nun, zu dieser Kunst hatte Vater von Natur schon die besten Anlagen und war durch sein bisheriges Schicksal tüchtig darin geschult worden; so wurde sie ihm denn auch für sein ganzes Leben zur andern Natur. Zwei Dinge lernte er aber weder damals noch später: Rauchen und Spielen; er hat in seinem Leben nie eine Karte angerührt.

Die Legion hatte ein buntes, schmuckes Aussehen. Die Linienregimenter trugen die rothe englische Uniform, die Jägerbataillone dagegen grüne, und zwar jedes wieder von anderem Schnitt; das zweite besonders eine nicht bloß überflüssig sondern geradezu unpraktisch prunkvolle, mit der reichverschnürten Husarenjacke, der großen rothseidenen Schärpe und dem wallenden Federhut selbst für die untern Offiziersgrade.

Der Gang des Feldzuges in Russland, 1812, hielt die Blicke erwartungsvoll nach Osten gespannt. Die dunkeln Gerüchte von der über die große Armee hereingebrochenen Katastrophe drangen fast noch früher nach England als nach dem nähern Deutschland, und als endlich das 29. Bulletin den Schleier vollends zerriß, sah die Legion mit gespannter Ungeduld dem Augenblick entgegen, wo sie auf deutschem Boden mittheilnehmen konnte an der allgemeinen Völkerbefreiung.

Ende März 1813 kam endlich der Befehl zur Einschiffung und wurde mit allgemeinem Jubel aufgenommen. Der Haupttheil der Legion wurde nach M e c k l e n b u r g geworfen, eine kleinere Abtheilung nach H a m b u r g, wo schon Mitte März die Franzosen abgezogen und unter unendlichem Jubel der Kosakenoberst T e t t e n b o r n am 18. eingerückt war. Die Begeisterung und Opferwilligkeit der Bürgerschaft war grenzenlos; aber leider fehlte den Behörden das Geschick, sie praktisch zu organisiren, und auch die militärische Leitung lag nicht in den besten Händen, während eine starke französische Macht unter D a v o u x und V a n d a m m e wieder im Anzuge war. Die Schreckensgerichte und Bluturtheile in Osnabrück und Bremen stellten Hamburg das härteste Schicksal in Aussicht.

sicht, so bald es wieder in ihre Hände fallen sollte. Eine Zeit lang hielten die Dänen, die noch schwankten, welche Partei sie ergreifen wollten, die Stadt zur Vertheidigung besetzt, bis sie mit den Franzosen Frieden schlossen und Hamburg verließen.

Das Hülfskorps von der Legion hatte nach einer durch Stürme verzögerten Ueberfahrt erst am 28. April nach Hamburg gelangen können. Es wurde ihm die Vertheidigung der wichtigen Elb-Insel W i l h e l m s b u r g zwischen Hamburg und Harburg übertragen. Allein durch das verrätherische Einverständniß eines dänischen Oberoffiziers mit dem Feinde gelang es diesem, am 8. Mai die Insel zu überrumpeln und die Besatzung auf den Bödel, eine kleine Insel näher bei Hamburg, zurückzudrängen. Zum Schein wichen die Franzosen am 12. wieder von der Wilhelmsburg zurück und lockten dadurch die zur Wiedereinnahme übergesetzte Schaar in einen Hinterhalt, bei welchem Anlaß der Verräther zum Feind übergang, ein anderer aber, der seinem Beispiel folgen wollte, von den Jägern erschossen wurde. Die kleine Schaar wurde von allen Seiten mit Uebermacht angegriffen und an die Elbe zurückgedrängt, wo die Anfangs in Ordnung begonnene Einschiffung bald in eine regellose Ueberfüllung der Rähne ausartete. Mein Vater befehligte die den Rückzug deckende Nachhut; als der letzte warf er sich in's Wasser, um dem bereits vom Lande gestoßenen letzten Boote nachzuschwimmen. Allein er sank in den nassen Kleidern und wäre verloren gewesen, wenn ihm nicht ein Kamerad, der selbst am Fuße verwundet war, zu Hülfe gekommen wäre. Ohne weitere Schädigung durch die nachgesandten Kugeln wurde das andere Ufer erreicht.

Am 29. Mai wurde Hamburg geräumt, und am 30. rückte D a v o u s t ein. Die Drangsalszeit, die seine eiserne Härte bis zum Frühjahr 1814 über die unglückliche Stadt verhängte, hat seinem militärisch unbesleckten Kuhmeskranz ein schwarzes Blatt eingeflochten. Wenn Vater von ihm erzählte, nannte er ihn nie anders als „dä W u e s t“.

Die englische Besatzung von Hamburg vereinigte sich mit dem Armee-Korps, das unter W a l m o d e n in M e c k l e n b u r g stand und während

des Sommers dieses Land gegen Davoust zu vertheidigen und namentlich dessen Vordringen nach Berlin zu verhindern hatte. „Gegen den 50,000 Mann starken Feind ist das Heer Walmoden's zwar bedeutend schwächer und zudem aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt, jedoch dem Feind überlegen an Artillerie, namentlich aber an dem Alle befehlenden Geist des Gemeinsinns und der Vaterlandsliebe, während unsere Gegner einzig für einen ehrgeizigen Eroberer streiten,“ — so schrieb mein Vater aus dem Feldlager an seinen Freund Appenzeller. Besonders hatte er seine Freude an den Lüchwern, die zu ihnen gestoßen waren: „ein herrlicher Aufwuchs der kräftigsten Jünglinge, wie sie das Vaterland jetzt bei seiner Wiedergeburt bedarf!“ In Mecklenburg war er Zeuge der allgemeinen Begeisterung, mit der alle Stände wetteiferten, an der Befreiung von dem verhaschten Franzosenjoch Anteil zu nehmen: die Einen, indem sie selber zu den Waffen strömten, so daß die Einübung der neuen Mannschaft auch während des Waffenstillstandes Arbeit genug gab; die Andern, indem sie über die Kräfte des armen Landes hinaus dem befreundeten Heer alle mögliche patriotische Unterstützung boten. Nur Eines wollte meinem Vater in dem Lande nicht gefallen: die vielen Leibeigenen. Sonst aber gehörten „die braven Mecklenburger“ stets zu seinen liebsten Erinnerungen. Darum habe ich, unter dem Eindruck seiner Erzählungen, als Knabe mir Mecklenburg immer als ein wahres Eldorado vorgestellt, und ist mir vielleicht auch von daher später Fritz Reuter doppelt lieb geworden.

Im Herbst war das Heer dem aus Schwerin auf Hamburg zurückweichenden Davoust bis an die Elbe nachgerückt und drang über dieselbe in's Lüneburgische vor, wo es im Gordan Walde einem französischen Corps unter General Picheux am 16. September eine empfindliche Niederlage beibrachte. Dann zog es sich aber wieder über die Elbe zurück und bereitete sich auf den Vormarsch gegen Hamburg vor. Da traf am 23. Oktober die Siegesnachricht von der Völkerschlacht bei Leipzig ein, die einen unbeschreiblichen Jubel hervorrief.

### 6. Reise in's Vaterland, im Winter 1813/14.

Nun kam in meinem Vater ein Gedanke, mit dem er sich schon lange getragen, zur Reife. „An den Kriegszügen gegen Napoleon nahm ich nicht als bloßer Söldling, sondern weil ich sie als einen Kampf für Freiheit und Menschenrechte ansah, mit Leib und Seele und einem un-eigennützigen Eifer, der mir freilich oft mißdeutet worden ist, Anteil.“ Er war Zeuge gewesen der begeisterten Volkserhebung in Norddeutschland. Wie die Verhältnisse in der Schweiz standen, die in den Jahren der napoleonischen Herrschaft weniger unter dem Drucke gelitten, war ihm im Einzelnen nicht bekannt; aber der Gedanke gewann immer mehr Gestalt in ihm, auch sein engeres Vaterland sollte dem allgemeinen Völkerbündniß wider den Unterdrücker beitreten. Nach der Schlacht von Leipzig schien ihm der Augenblick dazu gekommen. Schriftlich und mündlich theilte er General Walmoden seine Gedanken mit. Dieser gab ihm einen Urlaub zur Reise nach Frankfurt in's Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg, wo er seinen eingereichten Plan schriftlich und mündlich noch näher entwickeln mußte, und nach einer Audienz bei Metternich von diesem angewiesen wurde, nach Stockach zu reisen, wo er mit dem k. k. Kämmerer Graf Salis zusammentreffen und dessen weitere Anweisungen erhalten sollte. Am 29. November traf er bei demselben ein, erhielt aber zunächst ein paar Tage Urlaub zu einer Reise nach seiner Vaterstadt; dann sollte er sich in Waldshut wieder bei Salis einfinden.

Um 1. Dezember langte er nach dritthalbjähriger Abwesenheit in Winterthur an. Unerkannt in der fremden Uniform, kam er bis mitten in das Städtchen. Er wollte zunächst den Freund besuchen, der ihm bei seiner Abreise in die Fremde zuletzt noch das Geleit gegeben hatte; da erhielt er vom ersten Bekannten, den er auf der Straße antraf, den Bescheid: vor einigen Wochen gestorben! Er begab sich darauf zu dem

Kaufmann, dem während seiner Abwesenheit die Besorgung seiner ökonomischen Angelegenheiten übertragen war, um einiges Geld bei ihm zu erheben: der theilte ihm mit, daß Alles verloren sei und er keinen Gulden mehr sein nennen könne. Endlich ging er zu einem Freund, der mittlerweile durch die Verheirathung mit der Schwester seiner Frau sein Schwager geworden war. Seine Frau selbst lebte seit der Trennung wieder in Zürich. Von dem Schwager erfuhr er, daß sie, von andern Verwandten gedrängt, eben die Scheidungsklage wider ihn, den Landesabwesenden, eingereicht habe, und daß ihm der Zutritt zu ihr würde verweigert werden. Das war der Empfang in der Heimat!

Am späten Abend dieses Tages wurde heftig an die Thür des stillen Pfarrhauses in Brüttelen gepocht, und als die Magd öffnete, stürmte zu ihrem Schrecken ein fremder Offizier in's Haus. Die Freude der Überraschung für den treuen Freund Appenzeller verwandelte sich in tiefstes Mitgefühl mit dem desperaten Seelenzustand des so grausam um all' seine an die Heimat geknüpften Hoffnungen Betrogenen. Diese Nacht kam kein Schlaf über die Augen der beiden Freunde. Aber aufgerichtet und mit wiedergewonnenem Gleichmuth schied Vater am andern Tag von dannen, und begab sich, seine persönlichen Hoffnungen begrabend, nach Waldshut, wohin er bestellt war, um wenigstens noch für sein Vaterland thätig zu sein. Allein auch hier erwartete ihn eine bittere Enttäuschung.

Die Schweiz war mit der Napoleonischen Mediationsverfassung im Großen und Ganzen zufrieden gewesen. Immerhin aber hatte sich die thatsächliche Abhängigkeit von dem allmächtigen Mediator drückend genug zu empfinden gegeben. 1805 und 1809 hatte die Tagsatzung um Anerkennung der Neutralität bei ihm nachgesucht, war aber kurz abschlägig beschieden worden: es fiel Napoleon nicht ein, der Schweiz ihren Menschentribut von 16,000 Mann zu erlassen. Sobald nach der Katastrophe in Russland im Frühjahr 1813 Preußen sich erhob, und die Aussicht auf einen Umschwung der Weltverhältnisse sich aufthat, hielten weitblickende patriotische Staatsmänner in Bern es für angezeigt, daß die

Schweiz nun selbst ihre Neutralität erkläre, dann aber auch mit aller Energie für dieselbe einstehe. Allein der damalige Landammann der Schweiz, Bürgermeister R e i n h a r t von Zürich, wollte vor der Hand nicht darauf eingehen. Bei seiner Bewunderung des Feldherrn-Genie's Napoleon's war es ihm noch sehr fraglich, ob dieser nicht schließlich doch wieder siegreich aus dem Kampfe hervorgehen werde. Darum schien ihm das Rathsamste, die Schweiz halte sich so lang als möglich ganz still und warte den Gang der Ereignisse ab, ohne sich nach irgend einer Seite hin zu compromittiren. So ließ er selbst die ordentliche Tagsatzung im Sommer vorübergehen, ohne daß diese Fragen auch nur berührt wurden. Als jedoch nach der Schlacht von Leipzig die verbündeten Heere gegen den Rhein vorrückten, die deutschen Bundesgenossen Napoleon's einer nach dem andern abfielen, und die Aussicht immer drohender nahe trat, daß die Alliierten ihren Vormarsch nach Frankreich auch durch die Schweiz würden nehmen wollen, da wurde endlich auf Mitte November eine außerordentliche Tagsatzung nach Zürich berufen. Wenige Tage vorher waren, zwar geheim und ohne offiziellen Charakter, als russischer Gesandter Graf C a p o d' I s t r i a, und als österreichischer Baron v. L e b z e l t e r n eingetroffen, um vorerst zu sondiren und dem Landammann der Schweiz vertraulich die Erwartung der Alliierten mitzutheilen, daß die Schweiz sich offen der gemeinsamen Sache anschließen werde. R e i n h a r t, aus lauter Diplomatie naiv, lud die beiden Herren mit dem französischen Gesandten, Graf August v. T a l l e y r a n d, zusammen zu sich ein.

Am 18. November beschloß die Tagsatzung einstimmig, ihre vollständige Neutralität zu erklären, beide kriegsführenden Mächte gleichzeitig durch Gesandte hievon in Kenntniß zu setzen, sofort mit dem ersten Aufgebot von 20,000 Mann die Grenzen zu besetzen, das zweite auf das Biquet zu stellen und in einer Proklamation an das Volk die feierliche Erklärung zu geben: „die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu bewahren, seine gegenwärtige Verfassung zu erhalten, unser Gebiet unverletzt zu behaupten, das ist der einzige, aber große Zweck aller unserer Anstrengungen.“ Bald nachher wurde zum Oberbefehlshaber General

v. Wattenwyl, der ehemalige Landammann der Schweiz, ernannt, der loyal fest entschlossen war seine Pflicht zu thun.

Napoleon nahm die Neutralitätserklärung sehr gut auf; denn jetzt war sie ihm nur zum Vortheil. Auch in Frankfurt wurden die beiden Gesandten, Reding und Escher, mit ihrer Neutralitätserklärung von den Monarchen „ehrenvoll und wohlwollend“ aufgenommen; immerhin aber gab man ihnen sehr deutlich zu verstehen, die Schweiz hätte zu ihrem eigenen Vortheil besser gethan, der gemeinsamen Sache der Unabhängigkeit Europa's freiwillig und offen beizutreten. Und obgleich Kaiser Alexander sich entschieden günstig für die Respektirung der Neutralität und der durch die Mediation geschaffenen innern Verhältnisse der Schweiz aussprach, mußte die Gesandtschaft doch heimkehren, ohne eine ganz bestimmte Zusicherung erhalten zu haben. Man behielt sich immer offen, daß die diplomatischen Rücksichten zuletzt doch den militärischen würden nachstehen müssen. Und österreichisch seits ließ man sehr deutlich die Neigung durchblicken, zu einer Wiederherstellung der früheren Zustände die Hand zu reichen, so bald nur von der Schweiz aus ein Wunsch darnach laut würde. Dies aber blieb nicht aus.

In Bern hatte schon seit einiger Zeit die Partei der extremen Patrizier, die „Unbedingten“, oder „die Clique der Exaltirten“, wie sie etwa auch genannt wurden, sich zu einem „Wiederherstellungsverein“ verbündet. Sie standen zwar außerhalb der Regierung, und die einsichtigeren Mitglieder derselben mißbilligten ihr Treiben, am entschiedensten Wattenwyl. Aber die natürliche Neigung des ganzen Patriziates ging eben doch nach dieser Seite, und so ließ sich die Regierung während der Abwesenheit Wattenwyl's zu der Thorheit verleiten, die Proklamation der Tagsatzung in einer abgeänderten Form, welche nur von der Neutralität sprach, den Passus von der Aufrechterhaltung der Verfassung dagegen wegließ, im Kanton Bern zu veröffentlichen. Dadurch wurde das allgemeine Mißtrauen gegen Bern gesteigert und traf unverdienter Weise auch die Berner Besatzung von Basel unter Oberst Herrenschwand und den General Wattenwyl selbst.

Der „Wiederherstellungsverein“ ging aber noch weiter. Um schneller an's Ziel zu gelangen, begaben sich einige seiner exaltirtesten Mitglieder, Oberst Gatschet, Hauptmann v. Steiger, Ober-Kommissär Wyß und Hauptmann Werdt von Toffen, über die Grenze und bildeten unter der Leitung des Grafen Salis-Soglio, der in österreichischen Diensten stand und wegen seiner Besitzungen im Weltlin ein persönliches Interesse an der Wiederherstellung der Verhältnisse vor 1798 hatte, das sogenannte „Waldshuter-Comité“. Dieses setzte sich mit dem österreichischen Hauptquartier in direkte Verbindung und rief unter der Vorstellung, es sei dies die allgemeine Stimmung in der Schweiz, die fremde Hülfe zur Abschüttelung der Mediationsverfassung an. Dieser Ruf fand bei der österreichischen Diplomatie bereitwilligstes Gehör; denn nun hatte sie den gewünschten Vorwand, dem militärischen Plan, durch die Schweiz in Frankreich einzurücken, nicht länger diplomatische Bedenken entgegen zu setzen, und bald schob sich das Hauptquartier nach Freiburg im Breisgau vor.

Diese ganze Sachlage nun war meinem Vater unbekannt, als er sich am 3. Dezember zu Waldshut bei dem Grafen Salis einstellte. „Dieser ertheilte mir den Auftrag, die Schweiz zu bereisen, die Stimmung gegen die Allirten, besonders aber die Gesinnung der Befehlshaber der schweizerischen Grenzbesatzung und die Zeughäuser von Margau und Waadt auszuforschen; auch womöglich das Fort l'Ecluse; und zwar sollte ich diese Reise in der Verkleidung eines Schweizeroffiziers machen. Da gingen mir die Augen auf, daß ich zu ganz anderen Zwecken Dienste leisten sollte als zu dem, der allein mich in die Heimat gerufen hatte. Ich schlug es rund aus, meine englische Kriegskleidung gegen eine andere zu vertauschen, und nahm einen Reisepaß unter meinem wahren Namen und Stand. In Zürich bemerkte ich wenig Neigung, sich an die Verbündeten anzuschließen, und Landammann Reinhardt lehnte den Antrag, wenigstens den Schweizertruppen in französischem Dienst die Erlaubnis zum Uebertritt zu gestatten, mit edler Würde ab. Auf der Landschaft des Kantons Zürich fand ich allgemeine Unabhängigkeit an die Me-

diationsverfassung, ebenso im Aargau, und dabei großes Misstrauen und Abneigung gegen Bern. In Bern dagegen gab sich die Bereitwilligkeit zum Anschluß an die Verbündeten offen kund, und nicht viel weniger unverhohlen wurde selbst die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung des Aargau und der Waadt unter die alte Herrschaft der Stadt und Republik Bern ausgesprochen.

„Was ich da sah und hörte, ließ mich eher einen Bürgerkrieg fürchten, als einen freien Beitritt meiner Landsleute zu dem großen Bunde hoffen. Schon am 10. Dezember kehrte ich von Bern nach Zürich zurück, ohne mich um die Zeughäuser von Waadt und Aargau zu bekümmern, und theilte den dort anwesenden Abgeordneten Russlands und Österreichs, Capo d'Istria und Lebzeltern, meine Bemerkungen mit und reiste am 13. nach Freiburg im Breisgau, wo ich den Grafen Salis im Hauptquartier antraf. Er empfing mich sehr frostig und schickte mich nach Lauffenburg, um da auf der faulen Haut zu liegen. Hier sah ich mit Verwunderung, wie die Offiziere des Berner Bataillons im schweizerischen Lauffenburg zu Zusammenkünften mit den Österreichern in's Badische herüber kamen.“

Inzwischen nämlich hatten die Dinge einen für die Schweiz wenig ehrenvollen Verlauf genommen. Die Tagsatzung hatte zwar feierlich die Neutralität und ihren Entschluß proklamirt, dieselbe kräftig aufrecht zu erhalten; — allein sie hatte dazu überhaupt nur 20,000 Mann unter die Waffen gerufen und von diesen nur 12,000 Mann an die allein bedrohte Nordgrenze geworfen, gegen welche ein Heer von 180,000 Mann direkt heranrückte. Das sah von vornherein mehr der Schaustellung einer diplomatischen Protestation gleich, als dem Entschluß, wirklichen Widerstand zu leisten. Reinhart, durch die guten Worte, die Kaiser Alexander fortwährend geben ließ, in Sicherheit eingewiegt, hielt Weiteres nicht für nöthig, aber auch nicht für möglich. Er sah es daher für seine höchste diplomatische Aufgabe an, zu sorgen, daß die Schweiz wenigstens so ungeschlagen als möglich durchkomme, und zwar — wie denn Sparsamkeit

im eigenen wie im Staatshaushalt ein hervorragender Charakterzug bei ihm war — mit Vermeidung aller unnützen Kosten.

Die Früchte der verhängnißvollen Thätigkeit des „Waldshuter-Comité“ reisten rasch. In Abwesenheit des Kaisers Alexander wurde der Einmarsch in die Schweiz beschlossen und am 19. Dezember von dem Feldmarschall Bu b n a dem zu einer Unterredung nach L ö r r a c h eingeladenen Befehls- haber der Besatzung von B a s e l schon auf den folgenden Tag angezeigt. H e r r e n s c h w a n d hatte auf diesen Fall hin bereits von General W a t t e n w y l die Ermächtigung erhalten, zur Verhütung unnützen Blut- vergießens sich vor der Uebermacht zurückzuziehen. Schon am 17. nämlich war im Auftrag von Metternich, aber ohne offizielle Beglaubigung, ein Graf S e n f f t - P i l s a c h in Alarau erschienen und hatte Wattenwyl den Durchmarsch der Alliierten als unwiderruflich beschlossen angekündigt. So überschritten denn die fremden Heere am 21./22. Dezember den Rhein bei Basel, Lauffenburg und Schaffhausen. Und in Bern brachte es Senfft- Piltsach durch sein kategorisches Auftreten dahin, daß der Rath nach einigem Widerstreben am 23. die Regierung in die Hände des alten Regimentes von „Schultheiß, Räthen und Bürgern der Stadt und Republik Bern“ niederlegte, als gerade die Vorhut des österreichischen Heeres in die Stadt einrückte.

Mein Vater war Zeuge des Rheinübergangs bei Lauffenburg gewesen und mußte dann den Grafen Salis in Bern auffinden. Da er aber mit all' dem, was hier vorging, nichts zu thun hatte und nichts zu thun haben wollte, begehrte er von ihm die Entlassung und kehrte in den ersten Tagen des Januars 1814, in all' seinen Hoffnungen getäuscht und mit wundem Herzen, wieder zu seinem Heer in Norddeutschland zurück, das er am 18. in H o l s t e i n antraf, im Begriff, bei Blankenese über die gefrorene Elbe zu setzen, gerade in dem Moment, wo Thau- wetter eintrat. Der Schlitten, auf dem er mit einem kranken Hauptmann von den Lüdzowern überfuhr, brach auch richtig ein, als sie fast das jenseitige Ufer erreicht hatten; doch kamen sie noch mit einem kalten Fußbad davon. In nassen Kleidern mußte er aber unverzüglich eine

Kourrierreise nach Hannover antreten. Zum Ueberfluß verfehlte der Postknecht im tiefen Schnee der Lüneburgerhaide den Weg und warf um, wobei der Wagen in Stücke ging. Anderthalb Stunden mußte Vater im schmelzenden Schnee zur nächsten Station waten und die Reise im offenen Bauernwagen fortsetzen. Mit erfrorenen Füßen langte er in Hannover an und traf im Gasthof mit einem befreundeten Offizier zusammen, der aber in der Stadt ebenfalls fremd war. Da erinnerte er sich eines Herrn Hausmann von Hannover, mit dem er im Spätherbst 1805 auf einer Schweizerreise zusammen getroffen war und zu Brunnen in fröhlicher Gesellschaft „eine össianische Nacht“ bei Föhnsturm zugebracht und auch nachher in Toskana schöne Tage verlebt hatte. Diesen ließ er bitten, ihm einen Arzt zu schicken. Sofort aber nahm ihn Herr Hausmann in sein eigenes Haus auf und verpflegte ihn wie einen Bruder bis zu seiner völligen Wiederherstellung. Nur dieser sorgfältigsten Pflege hatte es Vater zu danken, daß er nicht einen Fuß verlor.

Im März endlich konnte er wieder zum Heere zurückkehren und mußte bald nachher eine Schaar Neuangeworbener nebst einer Anzahl jüngerer Offiziere nach England hinüber begleiten. Als sie von der Weser in die offene See kamen, hörten sie heftiges Schießen; erst bei der Ankunft in England erfuhrten sie, daß es der Nachricht vom Einzug der Verbündeten in Paris gegolten hatte. Als sie an's Land stiegen, war überall Jubel. „Es ist Friede! scholl es uns entgegen. Mit diesem Zauberworte verbindet man so gern die hoffnungsvolle Erwartung von Ruhe, Ueberfluß, vermehrtem Erwerb und verminderter Lasten. Aber der Krieg ist eine Krankheit, von der sich die Länder nur langsam erholen, und die Nachwehen schmerzen um der getäuschten Hoffnungen willen oft mehr noch als der Krieg selbst.“

### 7. Waterloo. 1815.

Wenn je, so blieben in der That diese Enttäuschungen jetzt nicht aus. Der Wiener Kongreß schickte sich an, sie den Völkern im größten

Maßstab zu bereiten. Die deutsche Legion hatte sich im Laufe des Sommers fast vollständig wieder in ihrem alten Lager bei Berhill zusammengefunden, wurde aber im September nach Belgien übergesetzt, und die Jäger zu ihrem minderen Vergnügen als Besatzung nach Ostende verlegt. Meinem Vater behagte es in diesem „Land der unendlichen Ebene“ — wie er seine Briefe an den geistlichen Freund in der Heimat datirte — grundschlecht. „Zwar scheint meine Gesundheit auch in diesem Fröschenklima ausdauern zu wollen, noch bin ich frisch und gesund, während wir sehr viele Kranke haben. Aber Hütten läßt uns hier nicht bauen; denn dies Land ist eine völlige Anti-Schweiz. Zwischen Holland und Frankreich gelegen, haben diese Menschen von den Erstern das Niedrige des Krämergeistes und von ihren französischen Nachbarn die Unreinlichkeit angenommen. Wir sind hier gar nicht beliebt, obgleich wir alles, selbst die Wohnungen, reichlich bezahlen und die beste Mannszucht halten; denn — wir sind ja Ketzer, wie diese armen Menschen glauben. Vom Ausgang des Kongresses in Wien hängt auch das Schicksal unserer Legion ab; endigt er friedlich, so werden wir abgedankt und die Offiziere mit Halbsold entlassen.“ — Noch am 1. März 1815 schrieb er von Tournay, hart an der französischen Grenze: „Jetzt geht's bald nach Haus, und das Beduinenleben nimmt ein Ende. Schon die Hälfte unserer Leute ist verabschiedet und auf dem Weg nach der Heimat. Bald werde ich Dich umarmen!“

Aber schon nach zehn Tagen mußte er schreiben: „Wie hat sich alles geändert: Napoleon ist gelandet! Zwar hat König Ludwig ihn für einen Verräther erklärt und allen Behörden Befehl ertheilt, Jagd auf ihn zu machen. Diese Jagd möchte jedoch ihre Schwierigkeit haben; denn Napoleon ist wohl kaum zurückgekommen, ohne eines großen Unhangs versichert zu sein, und in seiner rasellosen Thätigkeit wird er die Zeit der ersten Bestürzung zu benutzen wissen. Dem sei nun, wie ihm wolle, bis diese Adlerjagd zu Ende ist, bleibt unsere Abdankung aufgeschoben.“ — Schon wenige Tage nachher kamen die Bourbon's auf ihrer Flucht nach Gent durch die Stadt.

Anfangs April formirte sich das Heer für den bevorstehenden Feldzug in Brigaden und Divisionen. Die zwei Jägerbataillone und zwei Linienregimenter der Legion bildeten unter Oberst Dampeda die zweite Brigade der von General von Alten kommandirten dritten Division. Das Heer concentrirte sich langsam von der französischen Grenze ostwärts in der Richtung gegen Brüssel. Einen vollen Monat lag die Brigade in Escaussines d'Enghien, 3 Stunden von Nivelles. Mein Vater lag bei einem Grobschmied im Quartier, der mit zwei Schwestern, alle drei unverheirathet, in geschwisterlicher Eintracht zusammenlebte. „Alles in diesem Hause — schrieb er — geht zu wie in einem Bienenkorb. Stets sind diese Menschen thätig, dazu fröhlich und sehr gutmütig, und auch ihre Wohnung ist reinlich. Wie manche frohe Stunde bringe ich bei diesen traurlichen Menschen zu. Nebenan wohnt der Reichste des Ortes; aber Unfriede herrscht in seinem Haus. Reichtum allein macht also auch hier so wenig glückliche Menschen als anderswo.“

Diese Idylle nahm plötzlich ein Ende. Am 15. Juni Abends saßen die Offiziere noch ganz ruhig und ohne Ahnung von einer nahen Heeresbewegung bei der gemeinschaftlichen Mahlzeit, als auf einmal die Nachricht von einem Angriff der Franzosen auf die Preußen das Heer allarmirte. Noch in der Nacht wurde aufgebrochen und nach Nivelles marschirt. Am 16. wurde die Brigade nach Süden gegen Charleroy vorgeschoben, weil von dorther ein Angriff der Franzosen erwartet wurde. Seitwärts hörte man den Kanonendonner des Treffens von Quatrebras und konnte aus dem allmälichen Schwächerwerden desselben abnehmen, daß der Feind sich zurückziehe. In der Nähe von Quatrebras wurde bivouakirt, und nun erfuhr man, daß gestern hier nach heftigem Widerstand Marshall Ney zwar zurückgedrängt worden, der heldenmütige Herzog von Braunschweig aber gefallen war.

Der Vormittag des 17. verging unter Plänklergesichten, doch ohne ein entscheidendes Ereigniß. Nachmittags aber wurde in Folge der Nachricht von dem für die Preußen unglücklichen Ausgang der Schlacht von Ligny der allgemeine Rückzug auf der großen Heerstraße nach Brüssel

angeordnet. Wellington war entschlossen, diesseits des großen Waldes von Soignes auf den Höhen vor Waterloo Stellung zu nehmen und am andern Tag der nachdrängenden Hauptmacht der Franzosen zu einer Entscheidungsschlacht Stand zu halten, im felsenfesten Vertrauen auf die Zusage des rastlosen Blücher, trotz der schweren Verluste von Ligny und Fleurus ihm zu Hilfe zu kommen.

Die Brigade Ompteda bildete auf dem Rückzug die Nachhut und hatte gegen den stark nachdrängenden Feind oft einen harten Stand. Zugleich zog ein unerhört heftiges Gewitter auf und entlud sich in einem wolkenbruchartigen Regen. „Wir mußten durch die in Bäche verwandelten Höhlwege und über grundlos gewordene Getreidefelder, im Trabe laufend, durch Genappe nach der Brüsseler Heerstraße hinziehen. In Genappe, wo uns das Wasser bis an die Kniee reichte, trafen wir mit unserer eben erst aus dem Innern des Landes herbeieilenden Reiterei zusammen. Im Freien angelangt, hieß es: die Heerstraße für die Reiterei und das Geschütz freigelassen, das Fußvolk rechts und links in die Kornfelder! Das Getreide stand aber dicht und hoch, und der Thongrund war ganz weich. Hungrig und schwerbepackt, wie unsere Leute waren, hatten wir ein hartes Stück Arbeit, uns mit den auf der Heerstraße Ziehenden in Richtung zu halten. Links und rechts drangen zahlreiche feindliche Haufen heran; zum Glück aber konnte die feindliche Reiterei zu unsrer Linken in den bodenlosen Kornfeldern nicht mehr vorkommen und mußte, wie das Geschütz, das unsre rechte Seite beunruhigte, der Heerstraße zuziehen, und so gewannen wir wieder Vorsprung. Unser Geschütz scheuchte den Feind durch ein gut gerichtetes Feuer zurück, so oft er zu groß nachdrang. Dennoch versuchte die französische Reiterei ein paar Mal einzuhauen und warf auch wirklich ein englisches Husaren-Regiment. Schnell bildeten wir Bierdecke; zugleich stürmte die schottische Garde-Reiterei wie ein Gewitter heran und verjagte den Feind; sonst wären wir wohl in ein ernsthaftes Nachzugs-Gefecht verwickelt worden. Sowie der Feind geworfen war, setzten wir uns wieder in Bewegung. Vor uns her hatten wir den traurigen Anblick, ganze Scharen von Landleuten ihre Wohnungen verlassen

zu sehen, um sich und ihre bewegliche Habe in Sicherheit zu bringen. Männer, ihr Vieh vor sich her treibend, andere mit Bündeln bepackt, Weiber, ihre Kinder tragend und nachziehend, flohen jammernd nach allen Seiten landeinwärts.

„Kurz vor Nacht langten wir auf der Höhe vor dem Dorfe Mont-Saint-Jean an, wo unser Heer Halt machte und seine Schlachtordnung einnahm. Ernst und still zog jede Brigade in die ihr angewiesene Stellung. Der Feind drang scharf nach und schien nicht übel Lust zu haben, uns noch durch den Wald von Soignes zurückzudrängen. Allein unser zahlreiches Geschütz donnerte ihm ein nachdrücksvolles Halt! entgegen. Schon war es dunkel, und noch immer hörten wir links und rechts und hinter uns in verschiedenen Sprachen den Befehl ertheilen, in die Schlachtordnung einzuschwenken. Als es Nacht war, erhielt unser Bataillon Befehl, den 500 Schritt vor dem Centrum der englischen Linie im Thalgrund an der großen Heerstraße gelegenen Meierhof La Haye Sainte zu besetzen. Zwei Kompanien wurden in die Gebäude und den ummauerten Hof verlegt, drei in den davorliegenden Baumgarten, den eine Hecke umgab. Unter den Letzteren war auch ich. Wieder strömte der Regen auf uns hungrige und ermüdete Krieger herab. Feuer durften wir nicht halten, weil wir dicht vor dem Feinde lagen. Und wenn wir es auch gedurft, so hätten wir es des Regens wegen kaum unterhalten können. So unangenehm uns dieser Regen war, so verschaffte er uns doch für den folgenden Tag den großen Vortheil, daß das feindliche Geschütz nur schwer von der Stelle konnte, und seine Kugeln in dem weichen Grunde stecken blieben.

„Auf das Getümmel des Tages folgte tiefe Ruhe und Stille. Daß am folgenden Tag eine entscheidende Schlacht bevorstand, unterlag keinem Zweifel, und ernste Gedanken beschäftigten wohl die Meisten in dieser Nacht, die für Viele von uns die letzte sein konnte. Auch ich frug: wirst du wohl die Heimat und deine Theuren wiedersehen, oder rafft auch dich ein feindliches Schwert aus diesem unruhigen Leben hinweg? Dann werden wohl jene bei der Nachricht von deinem Tod in liebevoller Er-

innerung deiner gedenken und sagen: endlich ist ihm Ruhe geworden! So an der Pforte des Todes erscheint einem Vergangenheit und Zukunft in weit ernsterm Licht als sonst. Doch der Mensch ist ja stets an der Pforte der Ewigkeit; nur wird er durch seine Umgebungen nicht immer so ernst daran gemahnt. So verfloss die feierliche Nacht vor dem verhängnisvollen 18. Juni."

Der Regen hörte gegen Morgen auf, und den ganzen Tag bedeckte nur schweres Gewölk den Himmel. Die Leute erhielten Erlaubniß, ein Feuer anzuzünden, um sich ein wenig zu trocknen. Unvorsichtiger Weise wurde auch das große Thor der Scheune, das in's Freie führte, dazu benutzt, was später die Vertheidigung wesentlich erschwerte. Von Lebensmitteln wurde nur ein Schwein und ein Sack Erbsen vorgefunden und nicht sehr brüderlich vertheilt; mein Vater mußte froh sein, nur ein wenig Erbsen und Salz zu bekommen. Den ganzen Vormittag hatte man Zeit, das Gehöfte in möglichst guten Vertheidigungszustand zu setzen. Und auch als gegen Mittag zur Rechten und bald darauf auch zur Linken der Kampf auf's Hestigste entbrannt war, blieb das Centrum und sein vorgeschobener Posten noch unangegriffen.

Napoleon hatte die Morgenstunden zu einem prunkvollen Aufmarsch seines Heeres verwendet, wobei zum letzten Mal die Regimenter ihn mit dem herauschenden « *Vive l'Empereur!* » begrüßten. Er wollte mit dem Angriff warten, bis das aufgeweichte Terrain für Artillerie und Kavallerie, woran er den Engländern bedeutend überlegen war, praktikabler würde, und zugleich hoffte er auf ein rechtzeitiges Eintreffen von Gronchy, der gestern die Preußen hatte verfolgen und vollends abtreiben sollen, um dann mit seiner gesammten Macht das englische Heer um so vollständiger zu vernichten. Die Möglichkeit, daß statt Gronchy's die Preußen auf dem Kampfplatz erscheinen könnten, lag außer seiner Berechnung. Wellington dagegen baute fest auf die Zusage Blücher's; für ihn war jede Stunde Verzug des Angriffs ein unschätzbarer Gewinn. Darum sah das englische Heer von seiner Aufstellung auf dem gegenüberliegenden Höhenzug

dem prächtigen Schauspiel des französischen Aufmarsches still und unbeweglich zu.

Erst um halb 12 Uhr ertönte der erste Kanonenschuß, der die mörderische Entscheidungsschlacht eröffnete. Zuerst warf sich der Feind auf die beiden Flügel, doch nur in der Absicht, daß durch die Entsendung von Verstärkung geschwächte Centrum dann im Hauptangriff zu durchbrechen. Allein schon der Angriff auf den rechten Flügel verbiß sich bei dem fieberhaften Ungestüm, welches an diesem Tag das französische Heer noch mehr beseelte als sonst, in die erfolglose Bestürmung des heldenmüthig vertheidigten Schlosses Huguenot, das seitwärts von la Haye Sainte das Vorwerk des rechten englischen Flügels bildete. Vollends entwickelte sich der Angriff auf den linken Flügel bei La Motte zur ersten Hauptaction des Tages. Hier war nämlich der Angriff bis halb 2 Uhr verzögert worden, weil eben, als er beginnen sollte, Napoleon die ersten Anzeichen von einer zu seiner Rechten herannahenden Heermasse erhielt, über die er bald außer Zweifel gesetzt wurde, daß es nicht der erwartete Gronchy, sondern die Preußen waren. Nun verstärkte er die Wucht des Angriffs, um noch vor der Ankunft des neuen Feindes die Engländer von ihrem linken Flügel ab auf das Centrum zu werfen und so ihre Vereinigung mit den Preußen zu vereiteln. Der ganze rechte Flügel der Franzosen stürmte an la Haye Sainte vorbei die Höhen hinan, wurde aber nach blutigem Handgemenge geworfen und von der britischen Kavallerie in den Thalgrund hinunter verfolgt. Da aber diese vom Siegesrausch sich zu weit fortreißen ließ, wurde sie von den französischen Kürassieren unter großen Verlusten wieder zurückgetrieben.

Mittlerweile war ein Theil der französischen Angriffskolonne auf der Heerstraße vorgedrungen, um zunächst la Haye Sainte wegzunehmen. Erst dichte Tirailleurschwärme, dann geschlossene Kolonnen drangen von vorn und von der Seite her gegen den Baumgarten vor, aus dem die Jäger sie mit lebhaftem Feuer empfingen. Eine der ersten Kugeln tödete den Hauptmann, der noch vor 3 Tagen gegen meinen Vater eine Flasche gewettet, es werde in den nächsten 8 Tagen zu keiner ernsthaften Action

kommen. Haufenweise sanken die Jäger, und die Franzosen drangen mit immer größerer Uebermacht heran. Es gelang ihnen, stellenweise die Hecke niederzureißen, und in den Lücken wurde erbittert mit Bajonett und Kolben gekämpft. Als mein Vater einmal einem jungen Offizier rückwärts einen Befehl zugerufen, sah er beim Umwenden dicht vor sich einen Flintenlauf gegen sich gerichtet, und im selben Moment den Blitz. Unwillkürlich schloß er die Augen und sagte der Welt Lebewohl. Da hörte er den Schuß, fühlte sich unverletzt; aber hinter ihm lag der junge Kamerad niedergestreckt. Dieser hatte für den Festtag der Schlacht den Gallahut mit dem Federbusch behalten, während mein Vater des Regens wegen nur das unscheinbare Wachstuchkäppi trug.

Da ertönte das Horn zum Rückzug aus dem Baumgarten; allein um sich mit den Kameraden in dem ummauerten Hof zu vereinen, mußte man außen herum. Gleichzeitig kam ein zur Unterstützung gesandtes Bataillon Hannoveraner herbei. Das geschah aber in dem Moment, wo die französischen Kürassiere in der Verfolgung der englischen Kavallerie daherstürmten, und ehe das heraneilende Bataillon sich zum Carré formiren konnte, wurde es über den Haufen geworfen und fast ganz vernichtet. Auch die Jäger wurden in die Verwirrung desselben hineingerissen, und nur dem kleinen Theile gelang es, in den Hof hinein zu kommen. Die Andern wurden abgesprengt, und nun galt es zu laufen, um vor den Kürassieren und den von der hintern Seite des Hauses heranrückenden französischen Jägern die Höhen der englischen Hauptlinie zu erreichen. Noch Viele wurden von den verfolgenden Kürassieren niedergehauen. Als mein Vater das nächste Bivouac der Legion erreichte, lagen die Leute schon im Anschlag, so daß er sich nur noch schnell niederwerfen konnte, um kriechend unterzukommen. Die Kürassiere kehrten jedoch diesmal noch ohne Angriff auf die Bivouacs zurück.

Es war ungefähr 3 Uhr. Für kurze Zeit trat auf diesem Theile des Schlachtfeldes eine Pause der Sammlung ein. Mit den übrigen Geretteten trat mein Vater in die Reihen des Bivouacs. Und nun mußten sie den ganzen langen Nachmittag hindurch an derselben Stelle den

unaufhörlichen, immer heftiger wiederholten Angriffen der französischen Kavallerie Stand halten. Das englische Centrum vor Mont-Saint-Jean war schachbrettförmig in Vierecken, etwas gedeckt hinter dem Höhenrand, aufgestellt. Vorn am Rand erwiederten die Batterien das Feuer der französischen Artillerie. So lang diese spielte, lagen die Bataillone am Boden; in jedem stand nur ein Offizier, zum Kommando bereit. Sobald aber die Helme der feindlichen Kürassiere am Rand der Höhe erschienen und darum die französische Artillerie ihr Feuer einstellen mußte, verließen die Kanoniere die Geschütze, eilten in die Vierecke und nun hieß es: Auf! Wenn dann die Kürassiere, oben angelangt, die Batterien verlassen sahen, jubelten sie schon begeistert ihr *vive l'Empereur!* Aber vor ihnen standen die festgeschlossenen Vierecke im Anschlag. Diese waren vier Glieder tief formirt; die zwei vordern knieten. Sie ließen den Feind bis auf 30 Schritte heranschlüpfen und gaben dann mit der Präcision des Exerzierplatzes eine mörderische Salve, welche die Reihe der Panzerreiter in Unordnung auseinander riß. Seltener nur geschah es, daß einzelne unbeschädigte Reiter weiter gradaus in die Linien einstürmten und hie und da Lücken rissen, die sich aber bald wieder über ihren Leichen zusammenschlossen. Gewöhnlich schwenkten die Schwadronen, von der ersten Salve erschüttert, links und rechts ab und suchten mit ihren weithinreichenden Schwertern dem Feind von der Seite beizukommen. Allein damit geriethen sie in's Kreuzfeuer, und dann brach die englische Kavallerie durch die Zwischenräume hervor und trieb sie wieder zurück bis an den Abhang hinunter. Aber kaum gesammelt, wiederholten sie den Ansturm, bis die Erschöpfung sie zwang, sich in den Thalgrund zurückzuziehen. Dann wurden die kurzen Pausen benutzt, die Verwundeten so viel als möglich fortzuschaffen und die Glieder wieder fest zusammen zu schließen. Mein Vater hat mich immer versichert, es sei während des ganzen Nachmittags von diesen berühmten, zwölftmal mit der größten Bravour wiederholten Reiterangriffen kein einziges Viereck der Legion zersprengt worden. Wohl aber wurden einige ihrer Bataillone, die überrascht wurden, bevor sie sich formiren konnten, von den Kürassieren fast vollständig zusammengehauen.

Furchtbar schmolzen die Haufen zusammen. Das Viereck, in dem mein Vater stand, konnte sich, wenn es sich ringsum gegen die Reiter schließen mußte, zuletzt nur noch nothdürftig zu einem schwachen Dreieck formiren.

„Das waren die längsten Stunden meines Lebens“, pflegte mein Vater zu sagen, wenn er mir die Schlacht erzählte. Auch Wellington, der in der Nähe hielt, mochte Ähnliches empfinden, als er auf die Uhr sah und sagte: „wenn nur die Preußen kämen, oder die Nacht!“ Als aber im kritischen Moment des zweiten großen Hauptangriffes der gesammten französischen Kavallerie Lord Hill ihn um seine Instruction bat, im Fall ihm ein Unglück begegnen sollte, gab der eiserne Herzog die kurze spartanische Antwort: „Aushalten bis auf den letzten Mann!“ Und dies war, unausgesprochen, das Lösungswort seines ganzen Heeres.

Es war nach 3 Uhr gewesen, als Ney seinen ersten Reitersturm auf Mont-Saint-Jean unternommen hatte. Da erschien um 4½ Uhr das erste preußische Armeekorps in der rechten Flanke und im Rücken der Franzosen auf dem Schlachtfeld, und ohne die Ankunft der andern abzuwarten, warf Blücher die ersten Brigaden gleich mit aller Wucht auf das Dorf Planchennois. Napoleon schickte ihm einen Theil seiner Reserve, die junge Garde, entgegen, worauf sich ein wüthender Kampf um den Besitz des Dorfes erhob, der zwei Stunden lang mit wechselndem Erfolg hin und her wogte. Napoleon aber wollte, so lange er sich dieses neuen Feindes zu seiner Rechten glaubte erwehren zu können, das englische Heer vor sich um jeden Preis durchbrechen und vernichten. Ney ging daher auf's neue, diesmal mit der ganzen Kavallerie, 77 Schwadronen, zum Sturme vor.

Zunächst mußte aber das Vorwerk La Haye Sainte endlich genommen werden, welches das heldenmüthige Häuflein seiner Vertheidiger bis dahin noch immer zu halten vermocht hatte. Und auch jetzt überließen sie erst, als die letzte Munition verschossen und der Brand von Scheune und Haus nicht mehr zu bemeistern war, die Trümmerstätte der feindlichen Uebermacht und suchten sich zu den Ihrigen durchzuschlagen, was aber nur wenigen mit ihrem tapfern Befehlshaber, Major Baring,

gelang. Die meisten von denen, welche im Hause gefangen genommen wurden, machten die Franzosen nieder, wütend über den hartnäckigen Widerstand dieser « coquins verts ».<sup>1)</sup> Das geschah ungefähr um 5 Uhr.

Nun aber hatte das englische Centrum zwei Stunden lang den zweiten Hauptsturm der Reitermassen Ney's auszuhalten. Dieser, vom Dämon seines an den Bourbonen begangenen Verrathes heute zum fieberhaftesten Ungeštüm gestachelt, trieb seine Scharen immer neu in die englischen Vierecke hinein. Doch umsonst; diese schmolzen zusammen, aber hielten fest. Zuletzt mußte die Reiterei, erschöpft und gebrochen, vom Angriff abstehn.

Da endlich, es war 7 Uhr, gab Napoleon Ney seine Garde zum letzten, entscheidenden Stoß auf die erschütterte englische Linie in die Hand. Ohne sich von dem concentrisch auf sie gerichteten Geschützfeuer aufzuhalten zu lassen, stürmte die Angriffskolonne der vier Bataillone alter Garde, etwas rechts seitwärts von der Heerstraße, an der die Trümmer der Legion hielten, die Anhöhe heran. Aber wie sie oben angelangt war, tauchte, bisher ungesehen, plötzlich wenige Schritte vor ihr, auf Wellington's helles Kommandowort: „Auf, Garden, Feuer!“ die rothe Mauer der englischen Garde empor. Einen Augenblick standen die beiden Garden, zum ersten Mal während all' der Kriege, einander Aug' in Auge gegenüber. Dann der Sturmruß: « Vive l'Empereur! » von der einen Seite, von der andern aber im selben Moment die mörderische Salve, und drauf mit Bajonett und Kolben. Nach wenig Minuten wich die französische Garde in Verwirrung den Abhang hinunter. Ihre tapfersten Führer waren gefallen. Ney, dem heute das sechste Pferd unter dem Leib erschossen war, baarhaupt, mit zerrissenen Kleidern, zerbrochenem Degen, aber unverwundet, suchte wie ein Rasender die Weichenden zum Stehen zu bringen; umsonst, er wurde mit fortgerissen.

---

<sup>1)</sup> In „Waterloo“ von Ermann-Chatrian ist die letzte Erstürmung von la Haye Sainte von französischer Seite bis in's Detail genau so erzählt, wie mein Vater diese Vorgänge mir oft aus dem Munde der Vertheidiger geschildert hat.

In diesem Augenblick, um halb 8 Uhr, erschien auch das zweite preußische Armeekorps zur Seite der Engländer auf dem Kampfplatz und warf die Franzosen auf ihr zurückweichendes Centrum zurück, so daß das ganze französische Heer, in einen Knäuel der Verwirrung zusammengeballt, sich rückwärts wälzte und bald in die wildeste Flucht auflöste. Nur der von Minute zu Minute zusammenschmelzende Überrest der alten Garde bewahrte, den Kaiser in der Mitte, noch eine Zeit lang die Ordnung, bis dieser sich auf die Flucht warf, die Garde aber unterging. Um 8 Uhr ließ Wellington die ganze englische Linie von ihren Anhöhen in den Thalgrund vorrücken. Allein die Vollendung des Sieges und die rastlose Verfolgung, durch die das französische Heer vollends vernichtet wurde, übernahmen die Preußen; das englische Heer war erschöpft. Um 9 Uhr trafen die beiden siegreichen Feldherrn bei la belle Alliance zusammen.

Kurz vor ihrem Untergang brach die Sonne durch das schwere Gewölk, das den ganzen Tag den Himmel bedeckt hatte, und warf beim Scheiden ein grelles Licht über das schauerliche Schlachtfeld. „Unsre Brigaden rückten bei anbrechender Nacht wieder auf die Stellen, die sie zuletzt besetzt gehalten. Von unserm Bataillon fand sich nur noch eine kleine Schaar vor; die Uebrigen waren todt, verwundet oder vermisst. Von den ungeheuren Anstrengungen ermattet, legten wir uns zwischen den verstümmelten Leichnamen von Freunden und Feinden schlafen. Der Mond beleuchtete das grauenvolle Schlachtfeld, dessen tiefe Stille nur durch das Geächze der armen Verwundeten unterbrochen wurde. Mühsam suchten wir am andern Morgen die Leichen der getöteten Offiziere von unsrer Brigade zusammen und legten sie in ein großes Grab.“ Von dem nicht ganz 400 Mann starken Bataillon der Vertheidiger von la Haye Sainte waren 12 Offiziere und 172 Soldaten todt oder verwundet. Mein Vater war unter den wenigen unverwundeten Offizieren; aber nachher fand er die Spuren von Kugeln, die ihm durch die Kleider

gegangen.<sup>1)</sup> „Gegen Mittag endlich langten die Wagen mit Lebensmitteln an und sogleich ging's an's Austheilen und Kochen. Entstellt von Pulverdampf, Blut und Roth, setzten wir uns in Gruppen mitten unter den Todten zusammen und bedienten uns der in Menge umherliegenden Sättel, Tornister und Trommeln als Stühle, und der Mantel manches Kürassiers, der uns gestern noch das Essen für immer hatte entbehrlich machen wollen, mußte uns als Tischtuch dienen. Es brauchte einen Hunger, wie der unsrige war, um uns in solcher Umgebung das Essen so gut schmecken zu lassen, wie es wirklich der Fall war.“

„Am 21. wurde mit klingendem Spiel die französische Grenze überschritten. Von allen Dächern wehte die weiße Fahne; aber mit Ausnahme von wenigem Lumpengesindel sahen die Einwohner mit stummem Unmuth unserm Einzuge zu. Das ist aber auch ein sauberer Bürger, der beim Einrücken eines Feindes in sein Vaterland sich freuen, oder Freude auch nur heucheln kann.“

Daß Wellington als Richtschnur für das Verhalten des Heeres auf französischem Boden mit seiner gewohnten Zähigkeit die Fiction festhielt, „der Krieg werde einzig gegen Napoleon geführt, Ludwig XVIII. sei unser Bundesgenosse, mithin alle Franzosen unsre guten Freunde“, das wollte namentlich den Deutschen im Heere nicht einleuchten; die hatten es noch zu lebendig in Erinnerung, wie die Franzosen als Sieger im Feindesland zu verfahren pflegten. Als man am 5. Juli auf dem Montmartre angelangt war und sich freute, endlich in das gedemüthigte Paris einzuziehen, — da hieß es an der Barriere: rechts um! und das englische Heer mußte ein Lager im Bois de Boulogne beziehn. „Da behandeln die Preußen das Ding ganz anders als wir!

---

<sup>1)</sup> Hingegen stellte sich nach ein paar Tagen heraus, daß am Schlachttag der Gepäckstrain hinter dem Heer durch einen panischen Schrecken in Verwirrung gerathen und dabei auch Vaters Gepäck abhanden gekommen war, was ihm während des Krieges nun schon zum dritten Mal passirte. „Doch Gottlob, dafür habe ich keines meiner Glieder verloren.“

— schrieb mein Vater damals ganz ingrimmig —. „Wie übrigens zu diesem verzärtelnden Verschonen des Franzosenvolkes der Hauptstadt das schonungslose Futterpressen auf viele Stunden im Umkreis sich zusammen reimen soll, begreife ich nicht. Mit empörtem Gefühl helfe ich den armen Bauern ihr Getreide vom Feld wegholen, so oft der Dienst mich zu diesem grausamen Geschäfte zwingt. So recht con amore dagegen würde ich mithelfen, den reichen Blutsaugern, die halb Europa ausgeplündert haben, jetzt ihren Staub wieder abzufordern.“ Mit Anfang November wurde das Lager verlassen und Quartier in den Vorstädten von Paris bezogen.

Am 8. Dezember trat endlich die Legion zur allgemeinen Freuden Heimmarsch an, über Brüssel, Lüttich, Düsseldorf, durch Westphalen nach dem Hannover'schen. Derselbe aber war erst durch die grimmige Kälte und dann durch das eingetretene Thauwetter, das namentlich in den ersten Januartagen 1816 den Uebergang über den hoch angeschwollenen Rhein mehrere Tage unmöglich machte, sehr erschwert und erreichte sein Ende erst Anfangs Februar. Am 18. konnte mein Vater schreiben: „Endlich werden wir in wenigen Tagen abgedankt und wir Ausländer jeder nach seiner Heimat zurückkehren. Gottlob, dieses Söldnerleben hat ein Ende! Mag es für angenehm und ehrenhaft halten, wer da will: nach meiner Ueberzeugung kann es beides nur dann und nur so lange sein, als man für's Vaterland, für irgend eine wahrhaft gute Sache, oder im Kampf gegen den Despotismus die Waffen führt. Nun, da der Friede gesichert ist, konnte für uns Ausländer kein Ereigniß erwünschter sein, als mit Halbsold aus dem Aktivdienst entlassen zu werden. Nun wird mir endlich möglich, wieder in's liebe Vaterländchen zurückzukehren!“

#### 8. Heimkehr und Lebensabend. 1816—1836.

Im März 1816 kam er nach fünfjähriger Abwesenheit wieder in der Heimat an. Allein was nun? Alle Wurzeln im heimischen Boden waren ihm abgegraben, durchschnitten. Er hatte gehofft, in irgend einem

schönen Winkel des Vaterlandes aus den Ueberbleibseln seines Vermögens ein kleines Gütchen sich erwerben zu können, um als Landwirth ein stilles Leben fern vom Getriebe des ihm vergällten Stadtlebens zu führen. Allein er fand, daß er bei der in seiner Abwesenheit vorgenommenen Liquidation um sein ganzes Vermögen gekommen war. „Was meine treulosen Handelsgenossen übrig gelassen, das hatten vollends, mit ihnen unter einer Decke steckend, gewissenlose Beamte gestohlen.“ Er machte zahllose Versuche, gütlich und vor dem Richter, wenigstens etwas zu retten; doch umsonst. Erst 15 Jahre später erhielt er, unter der neuen Ordnung der Dinge, wenigstens Satisfaction seiner Ehre.

In dieser rathlosen Lage war es ihm eine Wohlthat, daß er im Herbst 1816 von dem Präsidenten der Linthkommission, Conrad Fischer, „welcher Mann mich anzog, wie der Magnet das Eisen“, die Erlaubniß erhielt, an den Arbeiten der Linthcorrection Theil zu nehmen, da er sich von jeher aus Liebhaberei mit praktischer Geometrie befaßt hatte. Diese Arbeit gab ihm auch für den größten Theil des folgenden Jahres Beschäftigung und half ihm, den Dämon der Melancholie, der oft über ihn kommen wollte, besiegen. Er hatte schwer mit dem Gefühl der Heimatlosigkeit zu kämpfen, und mit der Bitterkeit, bei seinem Glauben an die Menschheit doch immer neue Täuschungen von den Menschen zu erleben. Zudem waren mit der Rückkehr in die Heimat alte Wunden des Herzens neu aufgebrochen. Er hatte sich bisher nie auf's Dichten verlegt; allein nun machte er oft seinem gepreßten Herzen in kunstlosen Versen Luft, die, holprig in der Form und schlichten moralisch-religiösen Inhaltes, ihm wenigstens halfen, seinen natürlichen frischen Lebensmuth, den Frieden der innern Welt und ein einfaches, kindliches Gottvertrauen über Wasser zu erhalten. „Ehrliches Schwarzbrot und Freiheit!“ war sein Motto.

Die treue Freundschaft seines Appenzeller war sein Haupttrost, und der Briefwechsel mit diesem tief gemüthvollen und zugleich fein gebildeten Mann oft fast das einzige Band, das ihn noch in wohlthuendem Zusammenhang mit der Menschheit erhielt. An der Linth war es auch

die schöne Bergnatur, in der er Ruhe des Gemüthes und Erhebung suchte. Besonders war das idyllische „*Fly*“ hinter Weesen sein Lieblingsplätzchen. „An einem dieser Tage, — erzählt er seinem Freunde — verließ ich meine Arbeiter eine halbe Stunde früher als sonst, und setzte mich dort am Ufer des Wallensee's unter einen Baum. Schon war die Sonne hinter dem Biltnerberg untergegangen und vergoldete nur noch die Hörner des Mürtschenstocks, Wiggis und Glärnisch: Bilder des Scheidens! Hinter mir ertönte das Geläute der Heerden, und der Klang der Kloster-Glocken rief die Nonnen zum Gebet. Da kamen zwei Bettelweiber an mir vorüber. Sie hielten an. „Der Herr muß schon weit in der Welt herumgekommen sein, ich habe ihn auch schon an andern Orten gesehen,“ wandte sich die eine an mich und bat um eine Gabe. Stillschweigend gab ich ihr etwas hin. Noch immer blieb sie stehen: „Wo seid Ihr denn eigentlich zu Hause, guter Herr?“ „Nirgends!“ antwortete ich, mit dem ganzen Gefühl der schrecklichen Wahrheit dieser Antwort. „Großer Gott! nirgends!“ rief sie aus, und mitleidig sahen mich die beiden Bettlerinnen an und gingen stillschweigend ihrer Heimat zu. Heimat! ich habe keine mehr! In Gedanken, die du dir vorstellen kannst, kehrte ich zu meiner Lagerstätte zurück.“

Bald nachher konnte er seinem Freund von einer anderen Begegnung erzählen. „Gestern, wie ich am Kanal war, sah ich einen Menschen daherkommen, der mir von weitem bekannt vorkam. Da ich gerade im Gespräch mit den Arbeitern war, ging er unbeachtet an mir vorüber, hielt aber in einiger Entfernung still, um sich nach dem Weg auf den Speer zu erkundigen. Ich gehe näher und erkenne in ihm — N. N. (den, welchem er stets die Hauptschuld an seinem Unglück hatte beimesse müssen). Er zitterte und ward leichenbläß, wie er mich auf sich zukommen sah. Mein ohnehin nicht kaltes Blut geriet in die heftigste Wallung; einige Augenblicke war ich unschlüssig, welchem der Gedanken, die mich wie Blitze durchfuhren, ich folgen sollte. Mein Feind stand wie Lot's Salzsäule vor mir. Sein Schrecken entwaffnete mich. Ich trat auf ihn zu: „Ich verzeihe dir; alles, alles soll vergessen sein!“ Wie ich seine zitternde

Hand ergriff, ward mir so wohl zu Muth; ich fühlte meine Brust sich froher heben. In der Gegend von Winterthur hätte ich nicht mit ihm zusammentreffen mögen; aber hier in dieser großen, herrlichen Natur, und vollends am Linthkanal, diesem Werke hochherziger Menschenliebe, da bleibe engherzig und unversöhnlich, wer kann. Ich vermöchte es nicht, ohne mich selbst zu verachten. Wir blieben den Tag über beisammen und feierten ein Versöhnungsfest.“ Das war nicht bloß eine vorübergehende schöne Aufwallung gewesen: ich selbst habe in späteren Jahren den Mann nur als einen guten Freund meines Vaters gekannt und erst nach seinem Tode erfahren, was früher zwischen ihnen vorgegangen war.

Im Sommer 1817 war Pastor Appenzeller von Brütten als Pfarrer und Schuldirektor nach Biel berufen worden. Er gab sich alle Mühe, dem Freund in seiner Nähe irgend eine Stellung zu verschaffen; doch vergeblich. Mein Vater hätte selbst den Posten eines Schulmeisters in dem Bergdörfchen Magglingen angenommen, — wenn er sich nicht zum Gesangunterricht untauglich gefunden hätte. —

Im Sommer 1818 zog im „Münchhof“ bei Bendlikon, einem einfachen Bauernhaus am See, damals noch einsam an dem nussbaumbeschatteten Fußweg nach Zürich gelegen, ein junges Ehepaar ein, das bei den Nachbarn einiges Aufsehen und nicht wenig Neugierde erregte. Der Herr war — so hieß es — ein aus fremden Diensten heimgekehrter Offizier, den man fleißig bei ländlicher Arbeit im Garten und Weinberg beschäftigt sah, und ihm half rüstig und, wie man bald sah, der Arbeit so kundig wie nur irgend eine Bäuerin, sein kräftiges junges Weib. Und als dann ihr Erstgeborener im Frühjahr 1819 erst nach 3 Wochen zur Taufe gebracht wurde und vollends einen Namen von ganz katholischem Klang erhielt (zum dankbaren Andenken an den zwei Jahre vorher verstorbenen Alois Neding), kam das den Leuten des Dorfes gar sonderlich vor. Mein Vater hatte Verena Kernen, die Tochter eines häuerlichen Kleinbürgers von Büllach, als Dienstmädchen bei einem Freund in Zürich kennen gelernt, sie wegen ihrer blühenden Schönheit,

ihres an Leib und Seele ferngesunden natürlichen Wesens, ihrer lauternt Herzensgüte und ihres praktischen Verstandes bald lieb gewonnen, und in seinem Verlangen, endlich wieder einmal einen eigenen Herd zu besitzen, ohne langes Zögern den Haussstand mit ihr begründet. Bei seiner Einfachheit und Bedürfnislosigkeit hoffte er mit seiner englischen Pension durchzukommen. Er bedurfte in der That, wie wenige Menschen, zum Glück keiner äußern Güter, nur innern Frieden und um sich ein einfaches, naturwahres, treuherziges Menschenwesen. Daz̄ meine Mutter nur die allerelementarste Schulbildung besaß, ließ ihn wenig vermissen; verband sie doch mit ihrer Herzensgüte und ihrer praktischen Tüchtigkeit so viel ächt weiblichen, natürlichen Takt, daß sie auch später in andern gesellschaftlichen Verhältnissen, für die sie nicht vorgebildet war, gerade durch ihre einfache und ungezwungene Weise die Achtung und Liebe Aller gewann und bewahrte. Fehlte meinem Vater vor der Hand auch noch eine bestimmte Stellung und feste Beschäftigung, so hatte er doch nun wieder seinen eigenen Herd und häusliches Glück. Neben etwas Landbau beschäftigte er sich viel mit Lektüre, besonders geschichtlicher und mathematischer Bücher. Daz̄ er aber auch seine Foliobibel fleißig gelesen, das beweisen die vielen Bleistiftzeichen aller Art auf jeder Seite derselben. Daz̄neben schrieb er bisweilen Aufsätze, meist moralisch religiösen Inhaltes, in irgend einer halb-poetischen Form, mitunter im Dialekt. Einiges hat er in den zweiten Band seiner „Erinnerungen“ aufgenommen, so ein Gespräch über „die Früchte der Reformationsfeier 1819“, und „die Gemeinde Seewyl oder das Christendorf“. Als er später in einer Recension der „Erinnerungen“ im Zürcher Literaturblatt das günstige Urtheil darüber las: der Geist, der in dieser Erzählung walte, sei ohne Frage ein würdigerer, als der in dem (damals) vielgepriesenen „Goldmacherdorf“ von Zscholke, bemerkte er dazu: „das ist sehr natürlich; Zscholke wollte Goldmacher, ich aber Christen schildern.“

Da er an keinen Ort gebunden war, wechselte er im Suchen nach einer angemessenen Lebensstellung mehrmals den Aufenthalt der kleinen Familie: in verschiedenen Gemeinden am Zürichsee, im Glarnerland und

in der Nähe von Zürich. 1826 siedelte er mit uns nach Trogen im Appenzellerland über, hauptsächlich um mich den Unterricht, den er mir bisher selber ertheilt hatte, in der dortigen Kantonsschule unter Krüsi genießen zu lassen. Dieselbe hatte damals als eine der besten pestalozzischen Anstalten einen guten Ruf und wurde namentlich von Zürich aus viel besucht. Vater Krüsi war auch in der That von den unmittelbaren Schülern und Mitarbeitern Pestalozzi's vielleicht der, welcher am meisten den ächten Geist des großen Pädagogen ohne seine Schwächen und Schattenseiten geerbt hatte. Es waren vier glückliche Jahre, die wir in Trogen verlebten. Wie sie es für mich und meine einzige Schwester waren, davon habe ich hier nicht zu reden; aber auch für meinen Vater war es eine besonders glückliche Zeit; er fühlte sich in der frischen, freien Appenzellerluft so heimisch wohl. Er genoß, was er in den letzten Jahren doch entbehrt hatte, den Umgang mit einer Anzahl gebildeter Männer verschiedener Art. Da waren einige Lehrer der Kantonsschule, vorab Krüsi selbst, und der feinsinnige, leider kränkliche Pfarrer Bänziger, der von Bergamo gekommen war, wo er als reformirter Pfarrer J. Caspar Drelli's Nachfolger gewesen. Mit diesem unterhielt er sich auf den gemeinsamen Spaziergängen am liebsten italienisch von alten schönen Erinnerungen. Einen angenehmen Umgang hatte er auch an Dekan Frey, der mit großer Amtswürde ein freies, joviales Wesen liebenswürdig zu verbinden wußte. Ganz besonders aber schätzte er den Verkehr mit dem ehrwürdigen Joh. Caspar Zellweger.<sup>1)</sup>)

Die Herausgabe seiner „Erinnerungen“ führte ihn näher mit seinem Verleger, dem Arzte Meyer, zusammen, der vor Mitte 1828 an die „Appenzeller Zeitung“ redigirte, ein Blatt, dessen bis dahin ungewohnte Freimüthigkeit nicht wenig dazu betrug, den politischen Umschwung im Jahr 1830 vorzubereiten. Auch mein Vater, dessen leidiger Proceß sich

---

<sup>1)</sup> Reding, Escher von der Linth und Zellweger waren die drei Männer, die er vor allen Andern als Vorbilder ächter Schweizer in seinem Andenken hoch hielst.

noch durch alle diese Jahre hindurchschleppte, trat darin mit offenem Visier in den schneidigsten Anklagen gegen einige hochstehende Gerichtspersonen im Kanton Zürich auf. Ebenso, bald nachdem im Sommer 1829 die Pressefreiheit in Zürich gewährt worden war, in dem neu gegründeten Blatt „Der Beobachter“, was nicht geringes Aufsehen erregte und manchen Anhänger der alten Zustände das gefährliche Geschenk der Pressefreiheit bereuen ließ.

Die energische Beendigung des Prozesses erheischte die persönliche Anwesenheit in Zürich, und so siedelte die Familie im Frühjahr 1830 dahin über. Im Sommer konnte sie endlich ihren bleibenden Sitz in der Vaterstadt Winterthur nehmen. Nach Vaters Gewohnheit wanderte die Familie zu Fuß dorthin aus. Als wir am 1. August in Töss übernachteten, kam eben die Nachricht von der Julirevolution in Paris an.

Im Juli des folgenden Jahres erlebte Vater die für ihn große Genugthuung, daß, unmittelbar nach der endlichen Erledigung seines Prozesses, seine Mitbürger ihn mit großem Mehr zum Zunftrichter wählten, während sein bisheriger Hauptgegner vollständig unterlag, und kurze Zeit darauf auch zum Mitgliede des Stadtrathes. Als Stadtrath übernahm er das Spitalamt. Nun war er ganz glücklich und befriedigt und konnte nach so vielen Stürmen einen friedlichen Lebensabend genießen. Unter seinen Mitbürgern wieder in allen Ehren rehabilitirt und geachtet, hatte er im Dienste seiner Vaterstadt, an der er in aller Ferne doch stets mit Liebe und Heimweh gehangen, in der zu leben ihm nur durch die bittersten Erfahrungen so lang unmöglich gemacht war, nun einen schönen Wirkungskreis erhalten, der seinem philanthropischen Wesen so ganz entsprach. Er ließ sich's mit allem Eifer angelegen sein, im Spital einen wohlgeordneten Haushalt herzustellen, worin er namentlich auch von dem jungen Pfarrer Strauß unterstützt wurde. Er besorgte unter Anderm selber eine genaue Vermessung der Güter, die der Spital damals noch in Fischenthal besaß. Auch im Kleinen stellte er alles ab, was ihm, wenn auch herkömmlich, doch nur als eingerissener Missbrauch erschien. So war

es z. B. von jeher bräuchlich gewesen, daß wenn der Butterbedarf des Spitaless eingesotten wurde, die Frau Spitalmeisterin für ihre Mühwalt dabei einen Anteil in ihren Privathaushalt vorweg bekam. Dieß schaffte mein Vater von vornherein ab, was freilich der guten Mutter, die sich der Besorgung der ganzen Sache doch persönlich mehr angenommen hatte als wohl die meisten Frauen Spitalmeisterinnen vor ihr, zuerst gar nicht eingehn wollte: das sei wieder einmal Vaters übertriebene Uneigennützigkeit, von der er doch im Leben so viel Schaden und so wenig Dank gehabt habe. Allein in diesem Stück hatte er allerdings die allerstrengsten Begriffe, von denen er weder im Kleinen noch im Großen das Geringste nachließ.

Im Jahr 1835 wurde er veranlaßt, das Spitalamt an das Waisenamt zu vertauschen. Bei der Reorganisation des Waisenhauses hielt er eine Rede an die Angestellten und Waisenkinder, von der ein Ohrenzeuge mir später sagte, kein Pfarrer hätte ergreifender reden können, als er in seiner schlichten Herzlichkeit.

So glücklich und befriedigt er während dieser Jahre in seiner städtischen Wirksamkeit lebte, so wenig war er mit dem Gang der politischen Dinge in den ersten Dreißiger-Jahren zufrieden. Eine „Reform“ hatte er freudig begrüßt und an seinem Ort auch dazu mitgewirkt, eine solche herbeizuführen; daß aber eine „Staatsumwälzung“ daraus geworden, das ging durchaus wider seinen conservativen Sinn. Er hielt sich entschieden zu der Partei, die damals in dem „Vaterlandsfreund“ ihr Organ hatte. Und da die geniale Frivolität, die einige Häupter der radikalen Partei förmlich zur Schau trugen, ihn mit Entrüstung und Verachtung erfüllte, schnitt er mit seinem geraden und decidirten Wesen das Tischtuch zwischen sich und allem Radikalismus kurzweg durch. Er hatte einen ältern Lehrer an der Stadtschule zum Freund, den er sonst sehr hoch schätzte, der aber, wenn auch ohne persönliche Beteiligung an der Politik, sehr eifrig radikalen Theorien huldigte. Sie kamen überein, nie mehr ein Wort von Politik zu reden, um nicht am Abend ihres Lebens

noch auseinander zu kommen, „was denn doch den Preis einer bewährten Freundschaft nicht werth wäre.“

Sein Widerwillen gegen den in Zürich herrschend gewordenen Geist ging so weit, daß er mich, als ich im Frühjahr 1834 die Stadtschulen von Winterthur absolviert hatte, durchaus nicht an das reorganisierte Gymnasium in Zürich wollte übergehen lassen. Es kam ihm sogar der Gedanke, mich nach Hannover zu schicken, wo er von den Kriegsjahren her eine Anzahl trefflicher Freunde besaß. Er wandte sich deshalb an seinen alten Freund Hausmann, der damals Stadtdirector von Hannover war. Dieser gab ihm zwar über das dortige Lyceum sehr günstige Auskunft, und daß ein alter Waffenbruder gern bereit sei, mich bei sich aufzunehmen; doch glaubte er meinen Vater auf das Missliche und Bedenkliche einer solchen Verpfanzung auf einen so ganz fremden Boden aufmerksam machen zu sollen, und schloß seinen Brief mit den Worten: „Die Zustände in Ihrem schönen Vaterlande müssen ja recht traurig sein, daß Sie zu dem Entschluß gebracht worden sind, Ihren Sohn so früh und so weit von Hause zu thun.“ Mein Vater gab dem abmahnenden Winke Gehör, versetzte mich aber nach Basel, dem damals in der ganzen radikalen Schweiz verachteten Basel! Auf die letzte Neußerung seines Freundes aber antwortete er: „Daß es in meinem theuren Vaterlande nicht zum erfreulichsten aussieht, davon kann die Zulage Sie überzeugen.<sup>1)</sup> Wir sind im Bau eines babylonischen Thurmes begriffen, und diese zweite Auflage wird wohl nicht besser ausfallen, als einst die erste. In Zürich haben wir ein gänzlich umgewandeltes Gymnasium und eine nagelneue Hochschule. Die Professoren sind uns großentheils aus Deutschland zugeflogen, und auch die fremden Schüler mögen wohl meist solche sein, die in Folge der mißlungenen glorreichen Frankfurter Apriltage ihren Aufenthalt zu verändern für gut fanden. Zur

<sup>1)</sup> Anmerkung in der Copie des Briefes: „Ich theilte ihm nämlich den erbaulichen Antrag mit, welcher vom Oberrichter und Kirchenrath (!) Füessli in der Großenrathssitzung vom Dezember 1833, betreffend die künftige Gestaltung der kirchlichen Angelegenheiten, gemacht worden war.“

größern Vereinfachung und Veredelung unsrer Sitten mögen auch die circa 700 neuen Weinschenken das ihrige beitragen, welche seit der neuesten Staatsumwälzung in unserm Kanton patentirt worden sind und sich immer noch vermehren.“ — Was würde er heut erst sagen!

Ein Grundzug im Wesen meines Vaters war von je eine einfach kindliche, tief innerliche, praktisch stramme, aber dogmatisch unbefangene Religiosität, im Geist jenes philanthropischen Rationalismus gewesen, dem das Christenthum einfach als die Religion der wahren Humanität galt, und der alle Frivolität gleichsehr wie alle Engherzigkeit und allen Übergläuben verabscheute. Im letzten Jahr seines Lebens, wo er die Zukunft des Vaterlandes in trüberem Lichte sah, und auch die Krankheit seine Kräfte langsam aufzehrte, vertiefe er sich immer mehr in apokalyptische Zukunftsbilder, aber merkwürdig, nicht für seine Person — da dachte er immer gleich einfach und natürlich —, wohl aber für die Weltzukunft überhaupt. Seine Lieblingslectüre in den letzten Monaten seines Lebens waren die „Beleuchtungen des Zeitgeistes“, eine politisch-religiöse Zeitschrift, in welcher der Berner Patrizier L. May von Nuod einen politisch und kirchlich ultra-conservativen Standpunkt mit Geist und Feuer vertrat, aber in excentrisch mystischem Tone dem gottentfreindeten Geschlechte die Zeichen des nahenden Weltendes vorhielt. Es war eben im Jahr 1836, wo auf die apokalyptischen Berechnungen Bengel's hin die Erwartung des Weltendes in sehr weiten Kreisen verbreitet war. Der damals mit Vater und nachher mit mir nahe befreundete liberale Pfarrer Strauß hat später oftmals gegen mich geäußert, wie wohl das Verhältniß zwischen meinem Vater und mir in religiösen Dingen sich würde gestaltet haben, wenn er meine theologische Entwicklung noch erlebt hätte. O, wie gerne möchte ich dies erlebt haben! Daß es zwischen ihm, der mir stets der beste Vater und in dem Maß, als ich heranwuchs, ein auf alles, was mich beschäftigte, verständniß- und liebevoll eingehender Freund gewesen, und mir je zu einem Zwiespalt, geschweige denn zu einem Riß hätte kommen können, das liegt für mich außerhalb des Gesichtskreises der Möglichkeit.

Vaters von Natur zarte und reizbare Constitution — er war in seiner Jugend stark Nachtwandler gewesen — war durch seine äußerst einfache Lebensweise und seine Strapazen aller Art zwar abgehärtet, aber durch die letztern doch zugleich frühzeitig mitgenommen. Ein Emailbild aus seinem 28. Jahre zeigt mir ein frisches Gesicht mit dichten braunen Locken, aus dem ich aber kaum noch die Grundzüge herauszufinden vermag. Vor meiner eigenen Erinnerung steht nur ein hageres, tief durchfurchtes Gesicht, mit kleinen, freundlich blickenden blauen Augen und schlichtem, weißem Haar. Noch im Jahr 1834 machte der Fünfundfünfzigjährige, dem man dem Aussehen und der vorgebeugten Haltung nach wohl zehn Jahre mehr gegeben hätte, mit mir und einigen meiner Schulkameraden eine zehntägige Fußreise über den Gotthard in's Tessin und über den Bernhardin zurück, stets den Tornister auf dem Rücken, und so rüstig und munter, wie nur irgend einer von uns Jungen.

Gegen Ende 1835 fing ein tödtliches Uebel an sich zu entwickeln, eine Verhärtung von Blutgefäßen am Hals, was ihm steigende Atmungsbeschwerden bei Tag und Nacht verursachte und durch Schlaflosigkeit die Kräfte aufzehrte. Von Zeit zu Zeit stellte sich ein gewaltshafter Bluterguß ein, der jedesmal mit Erstickung drohte und zunächst die äußerste Erschöpfung hinterließ, aber doch wieder für einige Zeit Erleichterung verschaffte. Die Nachricht vom ersten dieser Anfälle rief mich im Sommer 1836 — ich war damals in der obersten Klasse des Pädagogiums in Basel — schleunig nach Hause, und nun blieb ich das letzte Vierteljahr fortwährend an seinem Krankenlager. Wie friedlich schloß er mit dem Leben ab und ging ruhig dem Tod entgegen! Er sprach mit mir von seinem Sterben, wie wenn von einer dritten Person die Rede gewesen wäre. Vor Jahren hatte einmal ein Kriegskamerad aus der französischen Schweiz mit seinem Töchterlein, meiner ersten Jugendgespielin, eine Zeit lang in unsrer Nähe gewohnt. Der Mann war auszehrend, und da hielt es mein Vater für Freundespflicht, endlich einmal mit ihm offen vom Tode zu reden und ihm auf diesen Fall hin die Zusicherung zu geben, daß er sich seiner Waise annehmen werde. Das aber hatte den Mann in die höchste Auf-

regung gebracht; er wollte nichts vom Tode hören, ja auch nichts mehr von dem grausamen Mahner daran. „Es war doch seltsam“ — sagte mir Vater einmal, als er sich in jenen letzten Wochen mit mir in Erinnerungen erging — „Herr La Roche war in der Schlacht doch ein ganz tapferer Offizier — und auf dem Krankenlager hat er sich vor dem Tode gefürchtet!“

Bisweilen, so lang er noch einen kleinen Spaziergang machen konnte, setzte er sich auf dem Heimweg erschöpft auf die Bank vor unsrer Wohnung, der zufällig sein elterliches Haus gerade gegenüberstand. Da hatte einmal jemand die Unvorsichtigkeit, ihm zu sagen, wie ein Nachbar geäußert, es müsse doch recht wehmüthig für ihn sein, so an sein schönes väterliches Haus als fremder Leute Eigenthum hinüberzusehen. „Kennen mich die Leute denn noch nicht besser, daß sie mir solche Armseligkeit zutrauen?“ gab er tief verlebt zur Antwort; aber von da an setzte er sich nicht wieder auf die Bank.

Als ich am Morgen des 16. Oktober nach einer leidlichen Nacht wie gewöhnlich neben ihm meine Bücher zur Hand nehmen wollte, sagte er: „Laß jetzt die Bücher; die behälst du allezeit; mich aber wirst du nicht mehr lange haben.“ Der Tag verging still in ruhigen, unvergeßlichen Gesprächen, und Abends 5 Uhr verschied er ganz sanft im Lehnsstuhl.

Alle, die ihn gekannt, haben ihm das Zeugniß gegeben, daß er seinen Namen mit Recht und Ehren getragen. Und dieß ist auch das kostbarste Vermächtniß, das er mir hinterlassen hat.